358
März 2026

HEMPELS

3,20 Euro
davon 1,60 Euro für die Verkäufer/innen

31 Jahre Straßenmagazin für Schleswig-Holstein



Wie wohnst du?

Studierende übernehmen für eine Ausgabe unsere Redaktionsleitung

Liebe Leserinnen und Leser,

für das Heft in Ihren Händen haben wir an einem Erfolgsmodell geschraubt! Zunächst setzen wir eine HEMPELS-Tradition fort: Seit über einem Jahrzehnt veröffentlichen wir jeden März eine Ausgabe voller Beiträge von Studierenden. Wer sie liest, erfährt, was junge Menschen bewegt – was sie wichtig finden, worauf sie hoffen und womit sie zu kämpfen haben. Im aktuellen Magazin zum Oberthema »Wohnen«.

Und woran wir geschraubt haben? Diesmal erhielten die Studierenden noch mehr Verantwortung: Sie entwickelten nicht nur eigene Themen, sondern übernahmen die Redaktionsleitung. Wobei mehr Verantwortung zwangsläufig mehr Arbeitsaufwand bedeutet. Deshalb ein großes Dankeschön an Sophia Haasper, Cedric Jensen, Lara Wicka und Käthe-Marie Wieseler für ihren Einsatz!

Insgesamt 14 Studierende der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel nahmen im Wintersemester am Seminar teil, das HEMPELS-Redaktionsleiter Georg Meggers und unser Redakteur Wolf Paarmann am »Zentrum für Schlüsselqualifikationen« der CAU gaben. Neben Grundlagen journalistischer Arbeit lernten sie dabei das Konzept »Straßenmagazin« sowie den Alltag obdachloser Menschen kennen.

Wer weiß: Vielleicht gibt es in Zukunft ja Entscheidungsträgerinnen und -träger in Politik oder Wirtschaft, die früher ein HEMPELS-Seminar besuchten – und dann erfolgreich am Thema »bezahlbarer Wohnraum« schrauben?!

IHRE HEMPELS-REDAKTION

GEWINNSPIEL

SOFARÄTSEL

Auf welcher Seite dieser Ausgabe versteckt sich das kleine Sofa? Wenn Sie die Lösung wissen, schicken Sie die Seitenzahl und Ihre Adresse an raetsel@hempels-sh.de oder HEMPELS, Schaßstraße 4, 24103 Kiel. Teilnehmende erklären sich einverstanden, dass im Falle eines Gewinns ihr Name sowie Wohnort in HEMPELS veröffentlicht wird.

Einsendeschluss ist der 31.3.2026
Der Rechtsweg ist wie immer ausgeschlossen.

GEWINNE

3 x je 1 Buch der Ullstein Verlagsgruppe. Im Februar war das kleine Sofa auf Seite 15 versteckt. Die Gewinnerinnen und Gewinner werden im April veröffentlicht.

Im Januar haben gewonnen:
Petra Breede (Alt Duvenstedt), Axel Drews (Kiel) und Antje Kähler (Schwentinental). Herzlichen Glückwunsch!



BELASTUNGSPROBE
4 Erlebnisse auf dem Wohnungsmarkt



(K)EIN ZUHAUSE
7 Die Leiterin einer Notunterkunft im Interview



JÖRGS GESCHICHTE
9 Gespräch mit einem wohnungslosen Mann



WOHNEN ALS GEMEINSCHAFT
11 Wie man in einem Wohnprojekt lebt



ZUHAUSE AUS WIDERSTAND
14 Besuch der 1981 besetzten Hansa 48



WOHNEN GEGEN HILFE
16 Inklusives WG-Leben an der Kieler Hörn



PHÖNIX-VIERTEL
20 Vom Aufwachsen an sozialen Grenzen



BIS ZUR ERSCHÖPFUNG
23 Unsere Autorin muss zur Uni pendeln



STÄNDIGES DAZWISCHEN
25 Was zwei Wohnorte im Alltag bedeuten



ÜBERALL SCHÖNER ALS DAHEIM
30 Über eine Frau, die nie aufgegeben hat



WOHNUNGSLOS NACH EXPLOSION
33 Claudia lebt in einer Notunterkunft für Frauen



NEUE HEIMAT FÜR TAUBEN
35 Ein Besuch am Hauptbahnhof

AUSSERDEM IM HEFT:
2 EDITORIAL
37 IMPRESSUM
38 SUDOKU; KARIKATUR
39 CAFÉ »ZUM SOFA«

Titelillustration: Tim Eckhorst (www.timeckhorst.com)
Porträts der Studierenden: Privat



Bitte kaufen Sie HEMPELS nur bei Verkaufenden, die diesen Ausweis sichtbar tragen

15 BESICHTIGUNGEN, 0 ZUSAGEN

Mit 21, mitten im Studium – und plötzlich ohne Zuhause. Ob ich eine Wohnung bekommen würde, war lange unklar. Was wie ein normaler Schritt ins Erwachsenwerden klingt, wurde zu einer emotionalen und finanziellen Belastungsprobe auf dem Kieler Wohnungsmarkt

TEXT: KÄTHE-MARIE WIESELER, FOTOS: SINA HOYER



Die Suche nach einer eigenen Wohnung in Kiel war eine Achterbahnfahrt …

Mein Name ist Käthe-Marie Wieseler. Ich bin 21 Jahre alt und studiere an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Ich studiere nun seit zwei Jahren und wie es für Studierende üblich ist, wohne ich in einer Wohngemeinschaft, einer WG. Das erste halbe Jahr habe ich mit drei Jungs zusammengewohnt. Da ich jedoch etwas mehr Ruhe brauchte, habe ich mich entschieden, in eine WG zu ziehen, in der es etwas ruhiger abläuft. Doch nach weiteren anderthalb Jahren habe ich mich dann entschlossen, mir eine eigene Wohnung zu suchen.

Wenn ich nach Hause komme, möchte ich, dass es sich wie ein Zuhause anfühlt, und das war in dieser Wohngemeinschaft nicht der Fall. Das Problem in einer WG ist die Privatsphäre: Man hat nur sein Zimmer und ist meistens nie für sich allein. Für viele Menschen ist das erst der Grund, warum sie in eine WG ziehen. Ich fühlte mich jedoch immer eingeschränkt in meinen geteilten vier Wänden.

Nach meiner Kündigung wusste ich, dass ich drei Monate Zeit habe, eine Wohnung zu finden, und dachte zu diesem Zeitpunkt, dass ich gut vernetzt in Kiel bin. Doch leider kam es anders. Was man in einer solchen Situation als Erstes tut? Sich auf dem Wohnungsmarkt umschauen. Ich surfte auf diversen Online-Portalen und scrollte durch Whats-App-Gruppen, in denen Studierende nach einer neuen Unterkunft suchen. Auch meine Freunde aus Kiel und Umgebung wurden darüber informiert, dass ich dringend eine Wohnung suche.

Ich hatte vermeintliches Glück bei meiner ersten Besichtigung. Den Termin bekam ich einen Tag, nachdem ich auf einer Kleinanzeigen-Webseite eine Anzeige geschaltet hatte. Die Besichtigung verlief prompt, die Wohnung war ein Traum, doch dann entschied sich die Tochter des Vermieters, dort einzuziehen. Nach einiger Zeit merkte ich, dass der Wohnungsmarkt in Kiel für Studierende ohne geregeltes Einkommen schwierig ist. Man konnte den Eindruck gewinnen: Viele Vermieter/innen möchten keine Studierenden oder Auszubildenden aufnehmen. Der Grund wird jedoch meistens nicht genannt.

Zudem geht die Wohnungssuche auch ins Geld. Zunächst benötigt man eine Schufa-Auskunft, die 30 Euro kostet. Und um auf einigen Online-Portalen überhaupt eine Antwort zu bekommen oder sich auf bestimmte Wohnungen bewerben zu können, muss man ein Abonnement abschließen. Das Portal mit der kürzesten Mindestlaufzeit hat eine von drei Monaten und kostet 90 Euro – Kosten, die ich nach erfolgreicher Wohnungssuche nicht zurückbekomme.

Also saß ich nach mehr als einem Monat Suche immer noch erfolglos in meiner WG. Ich fing an, an mir zu zweifeln. Ich wollte in Uni-Nähe bleiben und nicht an das Ostufer ziehen, auch wenn der preisliche Aspekt dafür sprach. Zudem war mir klar, dass ich nicht wieder in eine WG ziehen wollte. Sobald ich daran dachte, kam wieder ein Unwohlsein auf. Dennoch schrieb ich auch Wohngemeinschaften an. Freundinnen fingen an, mir ihre Couch anzubieten. Das schätzte ich sehr, aber wohin mit den Möbeln? Da ich mich in meinen alten WGs eingerichtet hatte, war es mir nicht möglich, in ein Studentenwohnheim zu ziehen. In deutschen Studentenwohnheimen sind die Zimmer meistens voll- oder teilmöbliert, damit Studierende beim Einzug keine großen Anschaffungen tätigen müssen.



Die Wohnung wird nach und nach eingerichtet – ich fühle mich hier sehr wohl.



… aber sie endete nach einer Serie von Absagen schließlich doch mit der Übergabe des Schlüsselbundes.

Irgendwann war ich verzweifelt. Meine Bilanz nach zwei Monaten: 15 Wohnungsbesichtigungen, 15 Mieterauskünfte, 15-mal Austausch per E-Mail mit Vermietern – aber noch immer keine Wohnung. Dazu kamen bestimmt 20 Anrufe, um nachzufragen, ob meine Unterlagen eingegangen sind, ob ich in der engeren Auswahl stehe oder ob ich überhaupt infrage komme. Einige der Wohnungen, die ich besichtigt habe, waren zudem in einem unbewohnbaren Zustand. Ich habe mir Wohnungen angeschaut, bei denen ich wusste, dass dort Schimmel wachsen wird, wenn ich nichts dagegen unternehme. Oder es war klar, dass das Badezimmer saniert oder die Küche erneuert werden muss – oder überhaupt erst einmal gekauft werden muss, weil keine vorhanden war. Auch diese Wohnungen hatten meist eine Kaltmiete von etwa 500 bis 600 Euro im Monat.

Doch trotz aller Zweifel gab ich nicht auf. Da ich meine Benachrichtigungen in einem Online-Portal aktiviert hatte, konnte ich immer direkt sehen, welche

Wohnungen neu eingestellt wurden. Als zwei neue Anzeigen auftauchten, schrieb ich beide Anbieter sofort an. Zu meinem großen Glück kam von beiden direkt eine Antwort. Bei der einen musste ich zunächst einige Fragen beantworten, um überhaupt einen Termin zu bekommen. Die andere Wohnung lag am Südfriedhof, und ich konnte sie mir direkt am nächsten Tag anschauen.

Die Vermieter waren äußerst freundlich, und zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, gehört zu werden. Die Wohnung war 25 Quadratmeter groß, mit einer ordentlichen, neuen Küche und einem normalen, nicht schimmelnden Badezimmer. Zudem war es keine Massenbesichtigung, sodass ich mit den Vermietern auf Augenhöhe sprechen konnte. Da ich jedoch keine Telefonnummer hatte, konnte ich mich nur über das Online-Portal zurückmelden. Ich wartete länger als eine Woche auf eine Antwort und schaute mir deshalb auch noch die zweite Wohnung an. Diese hatte mehr als 40 Quadratmeter und lag direkt in der Innenstadt, mit einer Bushaltestelle vor der Tür, um schnell zur Uni zu kommen. Der Vermieter empfahl mir, eine Nacht über meine Entscheidung zu schlafen.

Was ich in den vergangenen zwei Monaten jedoch gelernt hatte, war, dass man nicht warten sollte, sondern sein Interesse unmittelbar zeigen muss. Leider muss man Vermietern auch ein wenig auf die Nerven gehen, damit sie wissen, dass man existiert. Nachdem ich ihm eine E-Mail geschrieben hatte, ging ich mit einem guten Gefühl ins Bett. Zu meinem Glück hatte er in seiner Anzeige auch eine Telefonnummer angegeben, die ich am nächsten Morgen direkt anrief – und ich bekam sofort eine Zusage für diese Wohnung.

Tatsächlich erhielt ich eine Woche später auch einen Anruf von dem anderen Vermieter mit der kleineren Wohnung, der mir ebenfalls zusagte. Beide Wohnungen lagen in ganz unterschiedlichen Preisklassen. Ich entschied mich für die teurere und zahle nun 700 Euro warm. Das kann ich mir nur leisten, da ich BAföG beziehe, einen Nebenjob habe und zusätzlich Kindergeld bekomme.

Die Last, die mir von den Schultern fiel, war unbeschreiblich. Man fühlt sich auf dem Wohnungsmarkt schnell allein gelassen, darf nicht aufgeben und muss hartnäckig sein. Denn auch ich habe nicht die finanziellen Mittel, um für eine Neubauwohnung für Studierende über 850 Euro im Monat auszugeben. Und ich finde: Auch Studierende dürfen ein paar Anforderungen an ihre Wohnung stellen.



Käthe-Marie Wieseler ist 21 Jahre alt und studiert Politikwissenschaft und Philosophie



Anzeige

EIN ZUHAUSE, DAS KEINS SEIN DÜRFTE

Die Zahl wohnungsloser Menschen steigt in Kiel seit Jahren. Die Stadt unterstützt sie mit verschiedenen Einrichtungen. Doch wie lebt es sich in einer Notunterkunft? HEMPELS hat Janina Bergmann getroffen, die Leiterin des Bodelschwingh-Hauses

INTERVIEW UND FOTO: HJALMAR HADLER

Im Jahr 2009 lebten laut Sozialbericht der Stadt Kiel rund 270 wohnungslose Menschen in Kiel. Zehn Jahre später waren es 1160, im Jahr 2024 hatte sich diese Zahl auf rund 2700 mehr als verdoppelt. Ein fester Bestandteil im Unterstützungsangebot der Stadt ist das Bodelschwingh-Haus, in dem bis zu 70 Männer ohne festen Wohnsitz vorübergehend Schlafplatz und Betreuung finden. Mit Janina Bergmann entwickelt sich schnell ein offenes und persönliches Gespräch über Wohnen, Würde und die Grenzen einer Hilfe auf Zeit. Ein Gespräch, in dem mir die Leiterin gleich das »Du« anbietet.

Janina, wie würdest du das Bodelschwingh-Haus jemandem beschreiben, der hier noch nie gewesen ist?

In gewisser Weise lässt sich die Situation mit einer Jugendherberge für Erwachsene vergleichen. Der entscheidende Unterschied ist jedoch der, dass man das Zimmer mit Unbekannten teilt – weder hat man die Möglichkeit, die Zimmermitbewohner auszuwählen, noch ist im Vorfeld bekannt, welche persönlichen Hintergründe oder gesundheitlichen Belastungen sie mitbringen.

Welchen Eindruck hast du, wenn du das Haus betrittst? Kommt da etwas Familiäres auf?

Einige der dort lebenden Menschen sind nur kurz, andere bereits seit mehr als fünf Jahren vor Ort. So handelt es sich mal um neue und mal um vertraute Gesichter, mit denen man über lange Zeiträume hinweg Alltag und Leben teilt. Gerade für letztere Personen verliert die Einrichtung zunehmend den Charakter einer bloßen Unterbringung und wird faktisch zu einem Zuhause – auch wenn sie dies ihrem eigentlichen Zweck nach nie sein sollte. Dieses »Zuhause« bleibt als Ort dennoch stets provisorisch, wie ein Koffer, der nie



Das Bodelschwingh-Haus ist eine kommunale Notunterkunft und darauf ausgelegt, Menschen in akuten Krisen zu unterstützen. Ein Zuhause soll und kann es nicht sein, auch wenn es den Bewohnern Würde, Hilfe, vier Wände – und manchmal sogar etwas Mut gibt.

ganz ausgepackt werden darf – eben wie in einer Jugendherberge, wo man nicht zu Hause ist.

Welche Rolle spielt Wohnen genau in deiner Arbeit?

Der Begriff Wohnen ist positiv besetzt und für alle unmittelbar verständlich. Tatsächlich stellen wir jedoch keinen Wohnraum zur Verfügung, sondern bieten eine Form der Unterbringung an. Diese ist mit Einschränkungen verbunden, etwa der schon angesprochenen Doppelzimmer oder auch der Notwendigkeit, Bewohner zeitweise zu verlegen – häufig ohne deren Mitspracherecht. Wo Menschen sich jedoch über längere Zeit an einem Ort aufhalten, entsteht zwangsläufig ein Gefühl von Wohnen – unabhängig von der formalen Definition.

Was verändert sich bei Menschen, wenn sie hier wieder einen sicheren Raum haben?

Die Situation lässt sich nur schwer vermitteln, da der Platz nicht dauerhaft gesichert ist. Das Bodelschwingh-Haus ist eine Notunterkunft. Ist ein Bewohner über einen längeren Zeitraum, etwa aufgrund eines Krankenhausaufenthalts, abwesend, verliert er seinen Platz, da dieser neu belegt werden muss. Vor diesem Hintergrund wägen viele Klienten sorgfältig ab, ob sie eine ärztliche Behandlung in Anspruch nehmen oder eine Operation tatsächlich antreten. Die Sorge, den Unterbringungsplatz zu verlieren, ist dabei stets präsent. Für eine nachhaltige gesundheitliche Stabilisierung ist dieser Ort nicht geeignet, eine verlässliche Sicherheit können wir nicht bieten.

Was außer Sicherheit fehlt den Bewohnern am meisten?

Privatsphäre. Ich glaube, dass für viele ein eigenes Zimmer, selbst ein kleines, eine enorme Unterstützung wäre und zu Entlastungen führen würde. Hinzu kommt, dass häufig die Anerkennung dafür fehlt, dass diese Menschen es trotz erheblicher Belastungen geschafft haben, zu überleben. Stattdessen werden sie gesellschaftlich häufig pauschal eingeordnet, ohne ihre individuellen Lebensgeschichten oder erlittenen Traumata zu berücksichtigen. Abhängigkeit ist kein frei gewählter Lebensentwurf, sondern das Ergebnis komplexer Ursachen. Begegnungen auf Augenhöhe erleben unsere Klienten nur selten. Dabei handelt es sich um Menschen wie du und ich – nicht um Objekte, die beliebig verschoben werden können.

Gibt es hier bestimmte Rituale oder feste Strukturen?

Zunächst ist jeder Bewohner verpflichtet, sich über eine Beratungsstelle eine Kostenbürgschaft einzuholen. Darüber hinaus findet einmal wöchentlich ein Bettwäschetausch statt, um grundlegende hygienische Standards sicherzustellen. Ergänzend bieten wir zweimal pro Woche einen Spieleabend an. Ziel ist es, auch außerhalb formeller Beratungssituationen mit den Klienten in Kontakt zu kommen. In diesem Rahmen haben sie die Möglichkeit, etwa Tischtennis oder Billard zu spielen, soziale Isolation zu durchbrechen und in einem geschützten, ungezwungenen Umfeld über das zu sprechen, was sie aktuell bewegt.

Was sind deine größten Herausforderungen im Alltag?

Für mich persönlich ist es sehr belastend zu erleben, wie sich der Zustand einzelner Bewohner zunehmend verschlechtert und sie vor den eigenen Augen gesundheitlich und sozial abbauen. Zwar stehen uns unterstützende Maßnahmen zur Verfügung, doch wenn weiterführende Hilfen nicht greifen und Menschen bei uns verbleiben, ist dies mitunter schwer auszuhalten. Ein langfristiger Aufenthalt ist für die Betroffenen nicht gesund. Unser Ziel ist es, sie in andere, stabilere Versorgungsstrukturen zu vermitteln.

Würdest du sagen, dass sich die Situation für Wohnungslose in Kiel in den letzten Jahren verändert hat?

Die Zahlen steigen, sowohl in Kiel als auch bundesweit. Mittlerweile betrifft der knappe Wohnraum nicht mehr nur Menschen in der Wohnungslosenhilfe, sondern auch in der Jugendhilfe, in Frauenhäusern, in der Eingliederungshilfe, Studierende und viele weitere Personengruppen. Menschen, die eine Wohnung verlieren und suchen, haben es dadurch weit schwerer, nicht abzurutschen und in dem System zu verbleiben. Personen, die im System sind, haben es umso schwerer, wieder rauszukommen. Gut ist, dass das Thema mittlerweile in der Gesellschaft und Politik präsent ist und die Stadt Kiel mit der Kieler Wohnungsgesellschaft planvoll Wohnraum schaffen will. Ja, es wird dauern, aber der Wille ist da.

Was wünscht du dir für das Bodelschwingh-Haus?

Am Schönsten wäre es, wenn Notunterkünfte gar nicht mehr notwendig wären und ausreichend Wohnraum für alle Menschen zur Verfügung stehen würde. Da das sehr utopisch ist, habe ich noch andere Wünsche: Eine Einzelunterbringung würde alleinstehenden Männern viel mehr Stabilität geben. Und eine Gesellschaft, die anerkennt, dass es nicht nur um Gewinn und Leistung geht. Die sich auf Augenhöhe begegnet, auch wenn Menschen Fehler gemacht haben.

Welche Gedanken möchtest du unseren Leser/innen mitgeben?

Die Leserinnen und Leser von HEMPELS leisten einen wesentlichen Beitrag zur Stabilisierung vieler wohnungsloser Personen. Ihre Unterstützung gibt vielen Menschen Halt und Perspektive. Wer das Magazin liest oder es kauft, zeigt damit echtes Interesse an den Menschen hinter den Geschichten und an den Organisationen, die sie in schwierigen Lebenslagen begleiten. Dieses Zeichen von Solidarität wirkt oft weiter, als man es auf den ersten Blick vermuten würde. Dafür bin ich sehr dankbar.



Unser Autor Hjalmar Hadler ist 24 Jahre alt und studiert Deutsch und Empirische Sprachwissenschaft

»WIR SIND ALLE IN EINEM BOOT«

Jörg lebt seit knapp drei Monaten im Bodelschwingh-Haus in Kiel, einer Unterkunft für wohnungslose Männer. Warum landete er dort? Ich habe ihn getroffen und mir seine Geschichte erzählen lassen

TEXT UND FOTOS: CEDRIC JENSEN

Es riecht alt und auch ein wenig nach Rauch. Der Geruch passt zum Gefühl, das sich beim Betreten des Bodelschwingh-Hauses in Kiel einstellt. Ich besuche Jörg, der hier seit knapp drei Monaten mit 65 anderen Männern lebt, die keine eigene Wohnung haben. Auf dem Gelände im Stadtteil Südfriedhof stehen fünf Häuser. Im Haupthaus befinden sich neben mehreren Doppelzimmern auch die Büros des Sozialdienstes, die Teestube und der große Saal. Im Hinterhof stehen neben den vier weiteren Häusern noch zwei Container, die als Doppelzimmer fungieren. Ich treffe mich mit Jörg in der Teestube. Ein kalter Raum, in dem früher ein beinahe in Vergessenheit geratenes Café zu finden gewesen ist, das von den Bewohnern geführt worden war.

Jörg diente zwölf Jahre bei der Bundeswehr, unter anderem in Afghanistan, und arbeitete mehr als 15 Jahre lang im Sicherheitsdienst. Er lernte eine Frau kennen und zog zu ihr aufs Land. Dort angekommen, kam er nur noch selten weg. Ins nächste Dörfchen fuhren lediglich zwei Busse am Tag und auch sonst gab es dort nichts. »Dieses Haus ist mitten auf dem Land«, sagt Jörg. »Da hört man wirklich, wenn der Hase zum Igel gute Nacht sagt.«

Unter diesen Umständen habe seine Psyche gelitten. Er erzählt, dass er Holz gehackt und so oft seine Trekkingausrüstung und sein selbstgebautes Mountainbike geputzt habe, dass man hätte denken können, sie seien unbenutzt. »Ich war da tot«, sagt er und erklärt, dass es deshalb oft Streit mit



Die Teestube, ein ehemaliger Treffpunkt im Bodelschwingh-Haus.

seiner Lebenspartnerin gegeben habe. »Aus einer Fliege wurde ein Elefant.«

Eines Tages sei er an dem Punkt angekommen, an dem es so nicht weitergehen konnte. »Der Rosenkrieg musste ein Ende haben. Ich habe die Beziehung beendet.« Ohne Mietvertrag sei er so dann aber von



Blick auf das Wandgemälde der Teestube.

einem Tag auf den anderen wohnungslos gewesen. »Da habe ich nie dran gedacht. Wir kannten uns aber auch schon über 20 Jahre, deshalb haben wir darüber nie ein Wort verloren«, sagt Jörg. »Es war ja auch jahrelang alles okay.«

Er rief einen ehemaligen Arbeitskollegen an und schilderte ihm die Situation. Dieser nahm ihn prompt bei sich und seinem zehnjährigen Sohn auf. Doch mit drei Personen wird jede 1,5-Zimmer-Wohnung irgendwann zu klein und so beschloss Jörg kurz darauf, die beiden wieder zu verlassen. Er machte sich auf den Weg zur ZBS, der Zentralen Beratungsstelle für alleinstehende wohnungslose Männer. Die ZBS vermittelte Jörg erfolgreich ans Bodelschwingh-Haus.

Wären die Zimmer belegt gewesen, hätte er entweder weiterhin in der viel zu kleinen Wohnung seines Arbeitskollegen schlafen müssen. Oder auf der Straße. »Die Straße ist zum Glück an mir vorbeigegangen«, sagt Jörg. »Und wenn ich dann so die Leute sehe, die Kollegen, sage ich jetzt einfach mal, die dann gerade bei Sonnenwetter da auf der Straße sind – ganz trauriges Ding.« Früher, als er noch im Dienst gewesen sei, habe er es für völlig ausgeschlossen gehalten, dass ihm ein ähnliches Schicksal widerfahren könne. Und heute? »Da sollte sich keiner, aber auch wirklich niemand sicher sein, dass ihm das nicht auch passieren kann.«

Das Leben und Wohnen im Bodelschwingh-Haus beschreibt Jörg wie das in einer Jugendherberge. »Wo ich hier angekommen bin, hatte ich gar nichts, ich hatte wirklich gar nichts. Und dann waren da Leute, die selbst nichts oder wenig haben, und die haben mir die ganze Zeit geholfen.« Viele seiner Nachbarn beschreibt er als hilfsbereit. Er erzählt, dass er bereits mehrfach ins Nebenhaus eingeladen wurde. »Da ist einer, der kann kochen – Wahnsinn.« Die Menschen brächten die verschiedensten Geschichten und Erfahrungen mit und dennoch, oder vielleicht gerade deshalb, erzählt Jörg von Zusammenhalt. »Die ganzen Leute, das passt alles und da merkt man so, wir sind alle in einem Boot.« Auch indirekte Verbindungen hat er schon entdeckt. Mit einem diente er in Afghanistan, ein anderer machte exakt die gleiche Ausbildung.

Die bisherige Zeit in der Wohnungslosigkeit beschreibt Jörg, so makaber es für meine Ohren auch klingen mag, als bereichernd. »Du guckst ja sonst gar nicht hinter die Kulissen. Du gehst ganz normal arbeiten, machst dir was zu essen, fährst mit dem Mountainbike durch den Wald oder machst Trekkingtouren. Und jetzt kommst du an einen Punkt, wo das Leben halt anders ist. Aber so lernst du auch neue Leute kennen, die du sonst wahrscheinlich nie kennengelernt hättest.«

Menschen, die einem einen anderen Blickwinkel geben. Früher habe er Bettler am Bahnhof gesehen und gedacht: Macht was! »Und heute sage ich mir, dass es einen Grund hat, weshalb er dort sitzt.« Er vergleicht seinen Perspektivwechsel scherzhaft mit einem Konzertbesuch. »Du siehst da eine richtig geile Show, dann gehst du aber hinter die Bühne und bekommst vom Auftritt gar nichts mehr mit und alle wuseln rum, alle machen hier was oder machen da was.«

Doch auch wenn bei ihm zurzeit alles gut liefe, wisse er, dass es dafür keine Garantien gäbe. Diebstahl und Streitigkeiten sind trotz allem ein immer wieder aufkochendes Konfliktfeld im Bodelschwingh-Haus. »Vielen würde das vielleicht auch gut tun, dass sie vielleicht mal merken: Es geht auch ganz anders. Man muss nicht ständig Angst um Hab und Gut haben oder sich ständig umdrehen.« So könnten die Leute auch mal zur Ruhe kommen und sich stärken, um dann irgendwann in der Lage zu sein, sich um eine eigene Wohnung zu kümmern, um so ihr Leben wieder in den Griff zu bekommen.

Jörg vermisst nicht viel aus seiner letzten Wohnung. »Eine Mikrowelle«, sagt der 50-Jährige. Aber er würde Dinge, die er jetzt hat, vermissen. Die Gespräche mit dem Sozialdienst, das gemeinsame Frühstück mit seinem Zimmernachbarn. »Das sind so Sachen, da gewöhnt man sich dran.«

Zurzeit befindet sich Jörg auf Wohnungssuche, was auf dem Kieler Wohnungsmarkt ein schwieriges Unterfangen ist. Und er hat für sich eine Entscheidung getroffen: »Wenn ich wieder in einer normalen Situation bin, komme ich hierher ins Bodelschwingh-Haus zurück und mache was Ehrenamtliches. Ich hoffe, das klappt!«



Unser Autor Cedric Jensen ist 25 Jahre alt, studiert Pädagogik und Soziologie und arbeitet neben seinem Studium im Kieler Bodelschwingh-Haus

SCHÖNER WOHNEN ALS GEMEINSCHAFT

Das Wohnprojekt Hof Pries in Kiel-Friedrichsort ist eine Erfolgsgeschichte. Seit mehr als 20 Jahren leben hier Menschen aller Altersgruppen zusammen. HEMPELS hat es sich angesehen und mit dem Gründungspaar gesprochen

TEXT: MIRA VAN DEN BOSSCHE, FOTOS: THOMAS JUNG (3), MIRA VAN DEN BOSSCHE

Entgegen dem allgemeinen Trend zu Single-Haushalten hat sich in den vergangenen zwanzig Jahren auf dem Hof Pries ein lebendiges Gemeinschaftsprojekt entwickelt. Thomas Jung und Jutta Isermeyer, zwei der vier Gründungsmitglieder des Wohnprojekts Hof Pries, waren selbst Teil mehrerer Initiativen vor der Entstehung des Projekts. »Wir waren unter anderem in der Gruppe Haus Elsterkoppel in Kronshagen und Alte Gärtnerei in Kiel am Fernsehturm«, sagt Jutta Isermeyer.

Erfahrungen aus dem Leben in Wohngemeinschaften (WGs) und die kollektive Führung einer Anwaltskanzlei im Berufsleben haben sie inspiriert, ein genossenschaftliches Wohnprojekt zu gründen, das auf gemeinschaftlichem Zusammenleben basiert. Als Rechtsanwalt und Notar hat Thomas Jung schon mehrere Initiativen dieser Art rechtlich beraten. Nach der Bildung einer Startergruppe und intensiver Vorbereitungszeit begann schließlich die Umsetzung. Seit Ende 2003 lebt das Paar im Wohnprojekt. Beiden hat der juristische Hintergrund bei der Gestaltung der Verträge geholfen.

»Aufgrund der damaligen Fördermöglichkeiten während der anderthalbjährigen Bauphase entstand eine Wohnungseigentümergemeinschaft (WEG)«, so Thomas Jung. Eigenheimzulagen, Eigenkapital und Bankkredite spielten eine Rolle bei der



Jutta Isermeyer und Thomas Jung haben den Gemeinschaftsgedanken des Hofs Pries von Beginn an mitgestaltet.

Entstehung und erfolgreichen Finanzierung des Wohnprojekts. »Interessenten mit und ohne Eigenkapital konnten das Konzept des bezahlbaren Wohnens gegebenenfalls mit Eigenheimzulagen umsetzen. Das Wohnprojekt besteht aus Eigentumswohnungen, die teils vermietet sind.«

Trotz der damaligen Unterstützung, zum Beispiel durch Fördermittel wie Eigenheimzulagen oder Eigenkapital, war der Weg zur Gründung einer Wohngemeinschaft keineswegs einfach. Der Zugang und insbesondere die Finanzierung für ein Projekt dieser Art und Größe bleiben auch heute noch eine Herausforderung für die Gründung neuer Wohnprojekte.

»Natürlich ist es ein Privileg, so zu wohnen wie wir«, so Jutta Isermeyer. »Wer sich das Wohnen im eigenen (Gruppen-)Haus leisten kann, ist schon sehr privilegiert, und die Schicht derer, die das können, wird immer schmaler. Es gibt auch Wohnprojekte auf Genossenschaftsbasis, bei denen man mietet, aber auch da muss das Kapital für Grundstück und Bau erstmal aufgebracht werden. Einige dieser Genossenschaftsprojekte haben Mietwohnungen für Menschen mit Wohnberechtigungsschein. Einige wenige Projekte sind auch auf Mietbasis unter dem Dach von Bestandsgenossenschaften entstanden.«

In Kiel gibt es laut Jutta Isermeyer nur eines: »Gutes Leben« in Dietrichsdorf. »Ein weiteres Privileg: Die Zeit, in der wir begonnen haben, war noch nicht so verrückt mit Immobilien- und Baukosten, wie sie sich später entwickelt haben. Besonders in Großstädten ist der Markt eng und teuer. Allerdings muss man auch sehen, dass wir neben den Geldkosten unfassbar viel Energie und Aufwand investiert haben,



Wege, die verbinden: Die kommunikationsfördernde Struktur schafft natürliche Treffpunkte im Alltag.

zudem Kenntnisse von anderen und aus Netzwerken nutzen konnten«, betonen Thomas Jung und Jutta Isermeyer.

Die Gelegenheit, ein Gelände mit alten Bestandsgebäuden am Stadtrand von Kiel zu kaufen, war für die beiden ein wichtiger Schritt, um das Wohnprojekt Hof Pries schließlich zur Realität zu machen. Zwei Jahrzehnte später zeigt sich, wie sich diese Grundlagen auf die Entwicklung des Wohnprojekts ausgewirkt haben. Es besteht eine gute Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr. Gleichzeitig wird das Wohnen im Grünen betont – Wege führen zu sieben Wohngebäuden, die sich über eine Fläche von circa 6500 Quadratmetern verteilen. Am Wegesrand wachsen weitgehend naturbelassene Grasflächen und Blumen. Hinter den Wohngebäuden befinden sich Wiesen, auf denen Schafe grasen. Es gibt einen Spielplatz für die Kinder und Flächen für den Gemüseanbau. In der Planung wurde auf eine kommunikationsfördernde Architektur geachtet: Alle Wohnungen werden über einen Rundweg von innen erschlossen. Das Gemeinschaftshaus befindet sich in der Mitte des naturnahen Geländes. Die Kultivierung eines guten Gemeinschaftsgeistes, mit selbst ausgesuchten Nachbarn, steht auch heute noch im Vordergrund.

Die vergangenen Jahre haben das Wohnprojekt auf vielfältige Weise geprägt. Besonders stolz ist man auf die gemeinschaftliche Bewältigung zweier großer Bauschäden. Auch die Corona-Pandemie hat Hof Pries gut überstanden: Auf dem Gelände bestehen ausreichend Grünflächen, um genügend Abstand zu halten und das Gefühl des gemeinschaftlichen Zusammenlebens und den Zusammenhalt trotzdem zu genießen. Das gemeinschaftliche Wohnen bietet dem Paar zufolge einen besonderen Reichtum.

»Es bestehen viele Möglichkeiten des Austauschs: Das Gemeinschaftshaus sehen alle Bewohner/innen als ihr erweitertes Wohnzimmer an«, so Thomas Jung. Man teilt sich einen Waschraum, eine Sauna, eine Werkstatt, eine Gästewohnung sowie Fahrradschuppen und schätzt diese Gelegenheiten, täglich miteinander in Kontakt zu kommen. Auch die Möglichkeiten der gegenseitigen Unterstützung sind vielfältig, so haben mehrere Bewohner schon öfter die Kinderbetreuung der Nachbarn übernommen. Auch Menschen, die nicht Mitglieder des Wohnprojekts sind, haben sich zu Versammlungen im Gemeinschaftshaus mit den Bewohnern des Dorfes getroffen, um Anliegen zu besprechen. So bietet das Projekt im Dorf Pries auch für Auswärtige Gelegenheiten zum Austausch.

Vor allem das alltägliche Miteinander prägt das Leben im Wohnprojekt. Jeder bringt sich in die Gruppenaktivitäten ein und hat Spaß daran, die Dinge zu tun, in denen er am besten ist. Beim Barbecue übernimmt einer das Kartoffelschälen, und ein anderer grillt später die Würstchen. Besonders ältere Menschen und alleinerziehende Mütter mit jüngeren Kindern profitieren von dieser gemeinschaftlichen Form des Zusammenlebens.

»So sind alleinerziehende Mütter zu Freundinnen geworden«, sagt Jutta Isermeyer. Auch die ältere Generation hat Vorteile: Man treffe sich an sonnigen Tagen vor dem Gemeinschaftshaus oder klöne bei einem Kaffee im Pavillon. »Von den Älteren ist aktuell jeder noch fit und bringt sich ein«, sagt Thomas Jung. Es gab natürlich auch Sterbefälle oder Ältere, die Demenz bekommen haben, so wie es in der Gesamtgesellschaft üblich ist. Jedoch haben diese Fälle die Gemeinschaft noch nicht herausgefordert.

Für den langfristigen Zusammenhalt spielt auch die gemeinsame Entscheidungsfindung eine zentrale Rolle. Entscheidungen werden möglichst im Konsens getroffen. »Natürlich gelingt dieser



Das Wohnzimmer der Gemeinschaft: Hier kommt man oft zusammen.

Idealfall nicht immer«, sagt Thomas Jung. Die Organisation ist folgendermaßen gegliedert: Die Eigentümer und Mieter sind in einem Wohnverein zusammengeschlossen, der Fragen des sozialen Alltags regelt. Hier werden beispielsweise der Gartentag oder die Baumpflege besprochen. In der Eigentümerversammlung werden vor allem Entscheidungen zu finanziellen Fragen getroffen. Jeder Bewohner hat ein eigenes Stimmrecht und Vetorecht. In der Eigentümergemeinschaft werden Beschlüsse mit einer Zweidrittelmehrheit gefasst. Im Bewohnerverein wird ähnlich mit einer Zweidrittelmehrheit entschieden. Jeder Bewohner hat dabei ein aufschiebendes Vetorecht, falls er sich der Meinung der Mehrheit nicht anschließen kann. »In den letzten zwanzig Jahren war es jedoch nur dreimal der Fall, dass ein Veto eingelegt wurde«, erzählt Thomas Jung. Der Wohnverein wird durch die Eigentümergemeinschaft mit etwas Geld ausgestattet. Der Verein organisiert sich in Arbeitsgruppen, zum Beispiel für den Gemüseanbau.

»Bei allem Gemeinschaftssinn braucht jeder zugleich eine Privatsphäre«, erklärt das Paar. Obwohl die Häuser mit dem Eingang zum Gemeinschaftshaus hin ausgerichtet sind, hat jede Wohneinheit noch eine Ecke, in die man sich zurückziehen kann. Vom Wohnzimmer aus bei Jutta Isermeyer und Thomas Jung blickt man auf die Schafe.

Manchmal kann diese Nähe zu den Mitbewohnern überfordernd wirken. »An manchen Tagen plaudert man gerne mit den Nachbarn auf der Terrasse, an anderen Tagen hingegen beansprucht man seinen Nahbereich für sich«, erzählt das Paar. »Diese Balance zwischen Gemeinschaft und Individualität zu bewahren, ist uns wichtig.«

Eine besondere Bedeutung kommt den jüngsten Mitgliedern der Gemeinschaft zu. »Die Kinder waren nach dem Ursprungskonzept des generationsübergreifenden Wohnprojekts zentraler Bestandteil der Gemeinschaft und trugen besonders zum erfrischend vielfältigen Zusammenleben bei«, so Thomas Jung. Jutta Isermeyer ergänzt, dass im Gebiet nördlich des Nord-Ostsee-Kanals viele Menschen leben, die zur dänischen Minderheit in Schleswig-Holstein gehören: »Hier gibt es auch dänische Kindergärten und Schulen, die man auf Wunsch besuchen kann. Diese Einrichtungen haben den Ruf, kinderfreundlich und entspannt zu sein. Manche Kinder haben den dänischen Kindergarten und dänische Schulen besucht, einige von ihnen gingen zum Studium nach Aarhus oder Sonderborg.« Dadurch wuchsen sie zweisprachig auf. Auch heute noch stehen sie in gutem Kontakt miteinander. Der Anteil an Kindern und Jugendlichen hat sich deutlich verringert, nachdem die Kinder ausgezogen sind, während die Eltern weiterhin gerne im Wohnprojekt Pries wohnen bleiben. »Erst nach und nach gleicht sich das wieder aus«, sagt Thomas Jung.



Nachbarschaft im Grünen: Vom Wohnzimmer aus lassen sich Schafe beobachten.

Wie in jedem Wohnprojekt bleibt auch Hof Pries in Bewegung – hierzu gehört der Wechsel zwischen Mietern und Eigentümern. »Die Älteste – 91 Jahre alt und ein Mitglied der ersten Stunde – ist zum Beispiel ins Pflegeheim umgezogen. Der Einzug jüngerer Personen, unter anderem eines neuen Paars mit einem zwei Monate alten Kind bringt neue Dynamik ins Spiel«, sagt Jutta Isermeyer. Besonders freut sich das Paar darüber, dass einige Mieter ihre Wohnungen inzwischen gekauft haben.

Auch bei der Auswahl neuer Mitbewohner ist das Miteinander der Generationen einer der Punkte, die im Vordergrund stehen. Beim Vorstellungsgespräch stellt man sich zunächst den möglichen Nachbarn vor, die im gleichen Wohnkomplex leben, und schließlich allen Bewohnern, die Mitspracherecht bei der Auswahl haben. »Das klappt meist ganz gut«, so Thomas Jung. »Wir hatten im Gespräch mit drei Paaren eine richtig gute Chemie, am Ende haben wir uns aber für das Paar mit dem jüngsten Kind entschieden«, sagt er. Neuankömmlinge bringen frische Ideen ein, indem sie Gewohnheiten der Gemeinschaft hinterfragen. »Bei der Aufnahme neuer Bewohner«, so Jutta Isermeyer, »ist es besonders wichtig, dass man sich gut versteht. Der Stallgeruch muss stimmen.«

Abschließend erzählen Thomas Jung und Jutta Isermeyer: »Manche Freundschaften sind durch das Gemeinschaftsleben entstanden.« Als Konzept bietet das Wohnprojekt ein neues Miteinander in einer pluralistischen Gesellschaft. Wie blickt das Paar auf die Jahre im Hof Pries zurück? »Viele unserer Erwartungen haben sich erfüllt. Es lebt sich sehr gut hier, und wir würden es wieder machen. Alles in allem war es viel anstrengender als erwartet – das Leben eben.«

Unsere Autorin Mira Van den Bossche ist 23 Jahre alt und studiert Empirische Sprachwissenschaft und Politikwissenschaft

HANSA 48: ZUHAUSE AUS WIDERSTAND

Am 27. März 1981 besetzten Kielerinnen und Kieler die Hansa 48. Sie setzten ein Zeichen für günstigere Mieten und leisteten friedlichen Widerstand gegen zu hohe Preise. Charlotte Spieler, Bewohnerin der Hansa 48 seit 40 Jahren, nimmt uns mit auf eine Zeitreise

TEXT: AMBRE SAIDANI-WILLEM, ISABEL HENRIQUEZ
FOTOS: AMBRE SAIDANI-WILLEM, KN-ARCHIV

Wir treffen Charlotte Spieler in einem der Gemeinschaftsräume der Hansa 48, einem Ort, der seit vier Jahrzehnten ihr Zuhause ist. Die Hansa 48 wirkt mit ihren mehreren Gebäuden und dem weitläufigen Gelände wie eine kleine Welt für sich. Charlotte Spieler, die heute in ihren 60ern ist, erinnert sich genau an die Zeit Anfang der 80er-Jahre.

»Damals gab es große Probleme mit dem Wohnraum«, berichtet sie, während sie uns an einem großen Tisch gegenübersitzt. »Das war die Zeit, in der die Hausbesetzungen begannen.« Charlotte Spieler schwelgt in Erinnerungen, während sie uns ein Bild der damaligen politischen Stimmung zeichnet. »Der Wohnungsmarkt war ein heiß diskutiertes Thema. Besetzte Häuser waren in größeren Städten, auch hier in Kiel, keine Neuheit mehr. Es gab regelrechte Straßenschlachten, und das kann man sich heute kaum noch vorstellen.«

Sie erinnert sich an die Umstände der Besetzung. Die Hansa 48 gehörte damals zur Wankendorfer Wohngemeinschaft, und die Gebäude standen kurz vor dem Abriss, als die Besetzerinnen und Besetzer ihre Aktion starteten. »Unser Ziel war es, günstigen Wohnraum zu schaffen«, erklärt



Bewohner/innen graben Anfang der 80er-Jahre den Asphalt vor dem Hinterhaus aus, um dort einen Grünstreifen mit Bäumen und Büschen anzupflanzen.

Charlotte Spieler. »Wir waren von Anfang an an einem Kompromiss interessiert. Wir haben mit den Wankendorfern und der Stadt verhandelt.« Schließlich wurde ein Vertrag unterschrieben, der die Gründung des Vereins »Hansastraße 48 e.V.« vorsah. Dieser sollte das gesamte Gebäude und Gelände kaufen. »Die Stadt Kiel gab einen jährlichen Zuschuss für unser Kommunikationszentrum. Wir organisierten eine große Anleihen-Aktion, bei der man Anleihen ab 50 Mark kaufen konnte, um unser Eigenkapital zu sichern.«

Die Reaktionen auf die Besetzung waren gespalten. »Die CDU und FDP haben alles getan, um gegen uns zu hetzen. Auch die Kieler Nachrichten waren eher negativ eingestellt«, erinnert sich Charlotte Spieler. »Auf der anderen Seite gab es viel Zuspruch aus der Bevölkerung. Viele Menschen luden wir ein, um die Hansa 48 von innen zu sehen. Auch Kirchen unterstützten unsere Anleihen-Aktion, weil sie das Projekt als positiv ansahen. Die SPD stand uns ebenfalls zur Seite.«

Aus der Hausbesetzung sind zwei getrennte Vereine entstanden: das Kommunikationszentrum, das als Kulturzentrum Angebote wie ein Kino betreibt und seit Jahrzehnten von der Stadt Kiel finanziell unterstützt wird, und der Hausverein. Letzterer ist für das Wohnprojekt zuständig – also für Gebäude und Grundstück – und fungiert zugleich als Vermieter, zum Beispiel für den Kindergarten. Die Hansa 48 ist ein Zuhause für Veranstaltungen verschiedenster progressiver Organisationen.

Aktuell wird das Haus von 26 Personen bewohnt. Anders als bei konventionellen Wohnprojekten ist hier vieles. Während steigende Mieten den Großteil der Bevölkerung seit Jahren belasten, gibt es hier keine feste Miete. »Jede Person zahlt so viel, wie sie meint, dass sie es sich leisten kann«, erklärt Charlotte Spieler. Einer der Gründe, warum das Projekt sich seit Jahrzehnten über Wasser hält, ist das Engagement der Bewohner/innen. Wer hier wohnt, sollte sich einbringen, sei es bei den Finanzen, Handwerksarbeiten oder der Bewirtschaftung der Künstlerwohnung: Arbeit gibt es hier genug. Die Bewohner/innen versuchen, vieles selbst zu machen, wodurch sie größere Ausgaben umgehen. Die Aufteilung der Aufgaben findet seit über 40 Jahren jeden Montagabend bei den Vollversammlungen statt. Hier wird diskutiert, verhandelt, protokolliert und nach dem Konsensprinzip einstimmig Entscheidungen getroffen.

Wie das konkrete Wohnen hier aussieht, ist unterschiedlich: Jung und Alt, Singles, Paare oder Familien, Menschen mit unterschiedlichsten Berufen sowie Rentner/innen – so divers sind auch ihre Wohnungen. Einige von ihnen haben ein eigenes Bad oder sogar eine eigene Küche, während andere sich diese Räumlichkeiten teilen müssen.



Charlotte Spieler lebt seit mehr als vier Jahrzehnten in der Hansa 48.

Während wir mit ihr durch das Gelände laufen, treffen wir einige ihrer Mitbewohner/innen. An Gesprächsmöglichkeiten scheint es hier nicht zu mangeln. Wir steuern auf ihre Wohnung zu, als uns eine Mitbewohnerin, die gemütlich auf einem Gartenstuhl sitzt, ein paar Äpfel anbietet. Sie stammen von einem der vielen Bäume auf dem Grundstück. Es wirkt so, als wäre sie mit ihrem Gartenstuhl verwachsen, so als würden die Unterhaltungsmöglichkeiten zu ihr kommen.

Wir dürfen mit Charlotte Spieler durch ihre privaten Räume gehen. Sie unterscheiden sich nicht sehr von normalen Mietwohnungsräumen. Ihr Zimmer, gemütlich eingerichtet mit einem Teppichboden, spiegelt Charlottes innere Welt wider. Es ist als Ort ihr Zuhause, zugleich ist es auch ihre geistige Heimat. Von ihrem Fenster im ersten Stock kann sie auf das Gelände blicken. Auf dem Gelände, abgeschirmt von der großen Straße, leben Menschen ihren Alltag.

Dem Wohnprojekt stehen einige Herausforderungen bevor. Das Älterwerden einiger Bewohner/innen ist ein Thema. Denn die Wohnungen sind nicht barrierefrei. Die Treppen sind sehr eng und es gibt keinen nutzbaren Aufzug. Auch die Finanzierung des Kulturzentrums ist Thema, obwohl dieses seit Jahrzehnten von der Stadt Kiel gefördert wird. Aktuell stehen Kürzungen im Raum, die die Hansa 48 direkt betreffen könnten.

Heute, über 40 Jahre später, ist sie eine der wenigen Hausbesetzungen, die erfolgreich geblieben sind. Doch wäre so etwas heute noch möglich? Der Wohnungsmarkt ist ähnlich angespannt. Stetig steigende Mieten belasten Mieter/innen seit Jahren, es stehen rund zwei Millionen Wohnungen leer, und doch sind Hausbesetzungen ein immer seteneres politisches Instrument geworden. Auch Charlotte Spieler kann sich nicht mehr vorstellen, dass diese heute noch so möglich wären: »Es lag anders in der Luft, diese ganzen politischen Aktivitäten, es war viel mehr Bewegung.«



Isabel Henriquez (Foto) ist 21 Jahre alt und studiert Soziologie und Kunstgeschichte, Ambre Saidani-Willem ist 19 Jahre alt und studiert Soziologie und Politikwissenschaft

WOHNEN GEGEN HILFE IN DER HÖRN-WG

Der Verein »Wohnen-wie-ich-will Kiel e.V.« hat ein Projekt gegründet, in dem Menschen mit und ohne Behinderung zusammenleben. Der Auszubildende Mikal erklärt das inklusive Leben und den besonderen Ansatz seiner Wohngemeinschaft: Wohnen gegen Hilfe

TEXT: EMILY SCHÖNAU, FOTOS: EMILY SCHÖNAU (2), INGRID BOLZ

Schon von außen wirkt die WG der etwas anderen Art modern: große Fenster, neuer Klinker. Der Auszubildende Mikal führt mich an weißen, mit bunten Bildern geschmückten Wänden vorbei, durch lange, breite Flure bis in einen Gemeinschaftsraum, der mit einer großen Küche und einer gemütlichen Sofaecke vor einer weiten Fensterfront ausgestattet ist. Das Wohnprojekt »Hörn« bietet viel Platz und Raum für ein buntes Leben in Vielfalt und Inklusion. Mikal ist einer von elf Bewohner/innen, die genau wie er selbst junge Menschen von Anfang 20 bis Mitte 30 mit und ohne Behinderung sind und gemeinsam im Herzen Kiels leben.

Gegründet wurde das Projekt von »Wohnen-wie-ich-will Kiel e.V.«, einem Verein, der von zehn Familien mit Kindern mit Behinderung im Jahr 2018 ins Leben gerufen wurde, um die Zukunft ihrer Kinder unabhängig gestalten zu können. Denn vor allem, erzählt der 25-jährige Mikal, gäbe es für junge Menschen mit Behinderung in Kiel kaum geeignete Wohnplätze oder die Angebote bestehen hauptsächlich aus vollstationären, vom Außenleben relativ isolierten, Wohnformen in einer Wohnstätte. Diese Hürden führten zu der Gründung des Vereins und Mitte 2024 zur Verwirklichung der inklusiven und barrierefreien WG. In dieser wohnen neben den Bewohner/innen mit Behinderung junge Menschen wie Mikal, die sich gerade in der Ausbildung oder dem Studium befinden. Für das Leben in der WG müssen der Auszubildende und seine Mitbewohner/innen ohne Behinderung kaum Miete zahlen, denn das Motto lautet: Wohnen gegen Hilfe. »Die Hilfe sieht dann so aus, dass wir die Freizeitgestaltung unserer Mitbewohner unterstützen«, erläutert Mikal.



Für Mikal ist Inklusion keine Ausnahme, sondern Alltag: In seiner WG leben Menschen mit und ohne Behinderung zusammen.

Das bedeutet, dass das Wohnen an die Ausübung eines Minijobs von zehn Stunden in der Woche gebunden ist und dadurch einen Teil von Mikals Miete ersetzt. Dies ist möglich, weil die Stadt Kiel als Vermieter der Wohnung, die in der Nähe des Hörnbads und des Hauptbahnhofs liegt, fungiert und einen Mietvertrag für über 20 Jahre abgeschlossen hat. Die Studierenden und Auszubildenden haben einen Werkswohnungsvertrag mit der Stadt, der dafür sorgt, dass die ungefähr 470 Euro Miete mit der Assistenztätigkeit im Minijob fast vollständig ausgeglichen werden.

Laut Mikal, der seit einem Jahr in der Wohngemeinschaft lebt, äußere sich das Wohnen gegen Hilfe dann im Alltag in Form von gemeinsamem Kochen, Einkaufen und der Begleitung zu Terminen. Außerdem wird darauf geachtet, worauf die pflegebedürftigen Mitbewohner/innen Lust haben und entsprechend wird daraufhin gemeinsam gespielt oder sie werden zum Sport begleitet. Da einige Bewohner/innen einen hohen Pflegegrad und einen hohen Unterstützungsbedarf haben, reicht die Unterstützung in der Freizeitgestaltung durch die Mitbewohner/innen nicht aus. Deswegen werden die WG-Mitglieder durch professionelle Pflegefachkräfte unterstützt, die die alltägliche körperliche Pflege übernehmen. Zudem steht auch eine Nachtwache zur Verfügung, falls es zu Notsituationen wie epileptischen Anfällen kommen sollte. Zusätzlich zu den ambulanten Pflegediensten ist Fachpersonal vorhanden, das sich um die pädagogische Betreuung der Mitbewohner/innen mit Pflegebedarf kümmert, wenn es beispielsweise um hauswirtschaftliche Aufgaben oder Assistenz in der Lebensführung geht.

Mein Interviewpartner erklärt mir, dass die Fachkräfte über die Pflegeversicherung der Bewohner/innen mit Behinderung und je nach Pflegegrad zusätzlich durch staatliche Unterstützung finanziert werden. Auch Spenden spielen eine große Rolle für den Verein und die Umsetzung des Wohnprojekts »Hörn«. Durch Spenden, welche zu Beginn der Gründung der WG im fünfstelligen Bereich lagen, konnte die Einrichtung der Wohngemeinschaft mit Haushaltsgeräten, die Ausstattung des Pflegebads sowie die Möbel finanziert werden.



An der Kieler Hörn, mitten in der Stadt: Die Wohngemeinschaft profitiert von ihrer zentralen Lage.

Neben dem Gemeinschaftsraum mit offener Küche und inkludiertem Wohnzimmer hat der 25-Jährige wie jedes andere Mitglied der Wohngemeinschaft ein eigenes Appartement mit einem privaten Badezimmer. Dieses eigene Appartement stellt für viele Bewohner/innen mit und ohne Behinderung den Lieblingsort in der WG dar. Es bedeutet Privatsphäre und Autonomie. »Die Gemeinschaftsbereiche sind nicht von uns eingerichtet und fühlen sich manchmal weitläufig und fremd an. In meinem eigenen Zimmer, das ich selbst eingerichtet habe, kann ich mich abgrenzen und abschalten«, betont Mikal.



Der Gemeinschaftsraum ist Mittelpunkt des Alltags vom Spielen bis zum gemeinsamen Essen.

Doch trotz der privaten Appartements ist das Zuhause der elf Personen von gemeinsamer Zeit geprägt. Mikal, der über Mundpropaganda von dem Wohnprojekt erfahren hat, beschreibt einen Tagesablauf unter der Woche ungefähr so: Abgesehen von den beiden Student/innen sind die Bewohner/innen morgens ab 8 Uhr aus dem Haus. Die Auszubildenden sind auf dem Weg zur Arbeit und die Bewohner/innen mit Behinderung verbringen die Zeit bis 15 Uhr in Tagesförderstätten oder in Werkstätten für Menschen mit Behinderung wie der Stiftung Drachensee oder der Werk- und Betreuungsstätte Ottendorf. Nach dem Feierabend gibt es dann Kaffee und Kuchen für die Bewohner/innen mit Behinderung. Ab 16 Uhr ist Mikal zu Hause und die WG wieder vollständig, woraufhin etwas zusammen gemacht wird wie Einkaufen, Spazierengehen oder gemeinsam Spielen. Ab 18 Uhr gibt es ein gemeinsames Abendessen, wonach sich Mikal meist langsam in sein Zimmer zurückzieht.

Neben dem Alltag gibt es auch weitere besondere Momente für den Auszubildenden in seiner Wohngemeinschaft. So erzählt er von WG-Abenden, Ausflügen in das Holstein-Stadion sowie in den Hansapark oder in die Pumpe. Dabei handelt es sich um einen Club in Kiel, welcher mit der Stiftung Drachensee einmal im Monat einen Raum für das gemeinsame Feiern und Tanzen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung schafft. »Da finden Menschen mit Behinderung einen Safe Space«, erinnert sich mein Interviewpartner.

Besonders schön und wertvoll seien die Momente, in denen alle zusammensitzen, gut gelaunt sind und vor allem die Bewohner/innen, die es nicht so leicht im Leben haben, herzlich und warm lachen können. Doch eines sei einzigartig an dem Wohnprojekt »Hörn«: Menschen mit Behinderung, die selten unabhängig von ihren Eltern wohnen können oder nur in Wohnformen, in denen sie ausschließlich unter Menschen mit Behinderung leben, erfahren hier echte Inklusion und die Chance auf ein unabhängiges Leben in den eigenen vier Wänden. Durch dieses Projekt erfährt das Thema Inklusion mehr Aufmerksamkeit in der Gesellschaft und wird auch im direkten privaten Umfeld präsenter und wichtiger, wie Mikal betont.

Unsere Autorin Emily Schönau ist 21 Jahre alt und studiert Politikwissenschaft und Soziologie

Anzeige



HEMPELS ONLINE

Weitere News und Infos finden Sie auf unserer Webseite www.hempels-sh.de sowie auf unseren Social-Media-Kanälen auf Facebook (www.facebook.com/StrassenmagazinHempels) und Instagram (@hempels_sh).

HEMPELS
31 Jahre Straßenmagazin für Schleswig-Holstein

Menschen in Not helfen – HEMPELS bittet um Spenden

GELD SPENDEN
Für unsere Arbeit zugunsten wohnungsloser und bedürftiger Menschen benötigen wir Ihre Unterstützung.
Bitte spenden Sie dafür auf unser Konto: HEMPELS e. V., DE66 2105 0170 1004 0834 14

KONTAKT
HEMPELS e. V.
Schaßstraße 4, 24103 Kiel
+49 (0)431 67 44 94
verwaltung@hempels-sh.de
www.hempels-sh.de

HERZLICHEN DANK
Wenn die Not am größten ist, müssen auch Nächstenliebe und Solidarität wachsen.

Bitte helfen und spenden Sie

HEMPELS e. V.
DE66 2105 0170
1004 0834 14

SPENDEN MIT WENIGEN KLICKS!
Öffnen Sie Ihre Banking-App und scannen Sie diesen Code, dann müssen Sie nur noch einen Betrag festlegen – schon haben Sie HEMPELS mit Ihrer Spende geholfen.

DIE GRENZEN DES PHÖNIX-VIERTELS

Einer der gefährlichsten Hamburger Stadtteile ist das Phönix-Viertel. Ich bin an der Grenze dazu aufgewachsen. Und erzähle hier meine Geschichte – unter einem anderen Namen

TEXT UND FOTOS: HIVE

Seinen Namen verdankt das Viertel der Phönix-Fabrik, die früher vor allem Gummi produzierte. Mit den Jahren entstand davor ein Arbeiterviertel, und mit ihm kamen viele der typischen Probleme, wie sie in sozialen Brennpunkten häufig zu sehen sind. Nach Angaben des Bezirksamts Harburg lebten im Jahr 2022 rund 9.500 Menschen im Phönix-Viertel. Mit etwa 20.671 Einwohner/innen pro Quadratkilometer hat das Viertel eine sehr hohe Bevölkerungsdichte.



Einer der Plätze, die ab einer bestimmten Uhrzeit gemieden werden sollten.

In diesem Artikel werde ich meinen Namen nicht nennen und unter einem Pseudonym schreiben. Der Grund dafür ist neben dem Schutz meiner Privatsphäre auch die Sorge, im Viertel erkannt zu werden. In der Vergangenheit haben sich viele Menschen öffentlich über das Phönix-Viertel geäußert, und auch ich möchte diese Erfahrungen sichtbar machen. Viele der beschriebenen Situationen ähneln denen anderer sozialer Brennpunkte. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Geschichten dieses oder eines anderen Viertels weniger relevant wären – im Gegenteil: Jede verdient Aufmerksamkeit und Öffentlichkeit.

ICH HABE NUR UNTER DEN AUGEN MEINER MUTTER GESPIELT

Ich bin mit sechs Jahren hierhergezogen, glücklicherweise an den Rand des Viertels, knapp außerhalb des eigentlichen »Ghettos«. Für Außenstehende mag das Leben hier unvorstellbar klingen, für mich jedoch war es Alltag. Als Kind habe ich nie wirklich draußen gespielt. Das Viertel galt als zu gefährlich, und meine Mutter hat uns das immer wieder gesagt. Ich durfte nur auf dem kleinen, nur rund 300 Quadratmeter großen Platz direkt vor unserem Fenster spielen, gerade noch an der Grenze zum eigentlichen Viertel. Meine Mutter wollte uns stets im Blick behalten. Nach 20:30 Uhr noch rauszugehen? Als Kind keine Option und selbst heute als Mitte-20-Jährige überlege ich es mir zweimal. Meine Mutter sagte früher oft, es gebe hier »jeden Tag eine Schießerei«. Das stimmte natürlich nicht, doch mit solchen Erzählungen aufzuwachsen, prägt eine tiefe Unsicherheit gegenüber einem Ort, den ich eigentlich Zuhause nannte.

Meine Mutter spielte eine entscheidende Rolle für meine heutige Bildungslaufbahn. Wäre es nach dem Schulbezirkssystem gegangen, wäre ich auf die weiterführende Schule in der Maretstraße gegangen, mitten im Viertel. Doch sie hatte viel Negatives über diese Schule gehört, wie dass Kinder mit Messern Lehrer/innen bedrohten. Deshalb tat sie alles in ihrer Macht Stehende, um mich nicht dorthin schicken zu müssen. Auch wenn diese Geschichten vermutlich nicht alle wahr waren, hatte ich selbst große Angst, dort meine Ziele nicht zu erreichen. Ich wollte unbedingt Abitur machen, um studieren zu können. Heute weiß ich, dass ich diese Vorurteile selbst weitergetragen habe. Gleichzeitig ist mir bewusst geworden, dass die Ursachen weniger bei den Menschen im Viertel liegen, als vielmehr in den strukturellen Nachteilen, mit denen sie leben müssen.



Die Himmelstreppe führt zu einem Friedhof, der an der Grenze zum Viertel liegt. Sie wird oft als Treffpunkt genutzt, um Drogen zu verkaufen. Vor allem an Schüler/innen, deren Schule in unmittelbarer Nähe ist.

Über eine Szene aus meiner Schulzeit muss ich oft nachdenken und kann heute fast darüber lachen. Während meines Abiturs musste ich jeden Morgen an einem Café vorbeigehen. Es war kein typisches Café, wie man es sich mit Kaffee und Kuchen vorstellt, sondern eher eine Art Sportsbar ohne Alkoholverkauf. Ich erinnere mich, wie ich diese Stelle immer so schnell wie möglich passierte. Dort stand häufig eine junge Frau, blonde, offensichtlich gefärbte Haare, mit einer weißen Winterjacke und Fell an der Kapuze. Immer wieder sagte sie etwas, sobald ich an ihr vorbeiging. Erst später begriff ich, was sie auf Türkisch sagte: »Bir joint istiyor musun?« – auf Deutsch: »Willst du einen Joint?« Sie war vielleicht 25 Jahre alt. Mit meinen 17 oder 18 Jahren fand ich es erschreckend, so direkt zu sehen, dass nicht alle dieselben Chancen hatten wie ich, die gerade auf dem Weg zur Schule war.

Ein zentraler Ort vieler Gewaltereignisse war eine Bar an der Wilstorfer Straße. Wer das Viertel kennt, weiß: Das ist keine gewöhnliche Bar. Wenn es irgendwo wieder zu Gewalt wie Messerstechereien oder Schießereien kam, konnte man fast sicher sein, dass sie in deren Nähe passiert war. Nach meiner Wahrnehmung hat sich der Schwerpunkt entsprechender Vorfälle innerhalb derselben Straße etwas nach oben verlagert, insbesondere in den Bereich zwischen zwei Restaurants. Hier hat es im April 2025 eine Massenschlägerei von rund 40 jungen Männern gegeben. Der NDR berichtete darüber, dass zwischen zwei Gruppen ein Beziehungsstreit eskaliert sein soll. Laut Polizeigewerkschaft kam es auch zu Übergriffen gegenüber den Einsatzkräften, ein Beamter wurde dabei verletzt.

Insgesamt sieht die Polizei den Bedarf an anhaltender Präsenz, präventiver Zusammenarbeit mit dem Bezirksamt und zielgerichteten Maßnahmen gegen Jugendgewalt, um weitere Eskalationen zu verhindern. Obwohl laut NDR die Polizeipräsenz in den vergangenen Jahren verstärkt worden sein soll, ändern sich dadurch nicht die Lebensumstände der Menschen, die in diesem Viertel leben.

Auch der Spielplatz an der Grenze des Viertels hat meine Wahrnehmung stark geprägt. Als Kind erschien er mir wunderschön und ich mochte es, dort zu spielen.



Das Bürgerzentrum Feuervogel ist ein Platz, an dem sich Jugendliche sicher fühlen können.

Doch mit der Zeit wurde das Spielen dort unmöglich. Immer wieder kamen Personen, vergruben Drogen oder benutzte Spritzen im Sand, aus Angst, bei Polizeikontrollen mit diesen erwischt zu werden oder um sie so vor Überfällen zu verstecken. Ein Ort, der eigentlich Unbeschwertheit ausstrahlen sollte, verwandelte sich so in einen, den man lieber mied.

Auch unsere Nachbarschaft hatte ihre eigenen Geschichten. Eine Nachbarin warf eines Tages Glasflaschen aus dem Fenster, genau in dem Moment, als eine Frau mit Kinderwagen vorbeiging. Ob das mit Absicht war, weiß ich nicht. Klar ist nur, dass es nicht das erste Mal war, dass wir sie dabei erwischt haben, wie sie Glasflaschen aus dem Fenster geworfen hat. Hätte sie besser gezielt, will ich mir gar nicht vorstellen, was hätte passieren können. Wir haben sofort die Polizei gerufen, die dann irgendwann auch kam, aber offenbar nichts weiter unternehmen konnte. Obwohl wir versucht haben, die Ernsthaftigkeit der Situation deutlich zu machen, hat das wenig gebracht. Ein paar Tage später warf die Nachbarin erneut Glasflaschen aus dem Fenster. Laute Partys in Drei-Zimmer-Wohnungen, Streit und Lärm prägten den Alltag. Für Außenstehende vielleicht eine »normale« Nachbarschaft, für mich jedoch immer mit einem Gefühl von Gefahr verbunden.

DAS KENNEDY-HAUS WAR EIN ZUFLUCHTSORT

Erwähnen muss ich unbedingt das Kennedy-Haus, ein Kinder- und Jugendzentrum, das für viele Kinder im Viertel enorm wichtig war. Für die frühe Sozialisierung hat dieser Ort unglaublich viel gegeben. Besonders schön war das Samstagsangebot: Für ein paar Euro konnte man gemeinsam ins nahegelegene Kino gehen. Für viele Familien, die am Existenzminimum lebten, war das etwas Besonderes. Eine Möglichkeit, Teil der Gesellschaft zu sein, ohne viel Geld zu brauchen. Das Kennedy-Haus war dafür ein Stück Normalität mitten in all dem Chaos. Es war zudem nicht das einzige Jugendzentrum im Viertel. Auch heute gibt es mit dem Feuervogel-Bürgerzentrum und dem Löwenhaus Orte, an denen Kinder und Jugendliche einfach Kind sein dürfen. Sozial wird für dieses Viertel viel getan.

Im Viertel waren die Lebenssituationen oft sehr schwierig. Viele Menschen litten unter massiven sozialen Nachteilen, Schimmel in den Wohnungen und einer starken Abhängigkeit vom Staat. Nicht wenige suchten deshalb Zuflucht in Schwarzarbeit mit gesundheitlichen und rechtlichen Konsequenzen. Ein besonders tragisches Ereignis liegt etwa zehn Jahre zurück: Nach Angaben der Freiwilligen Feuerwehr Harburg starben drei Menschen an einer Kohlenmonoxidvergiftung. Zudem klagen viele Anwohner/innen über die Gerüche aus der Phönix-Fabrik. Das

Viertel wurde zu einem Ort, an dem Außenstehende niemals leben wollten, doch warum mussten dann genau diese Menschen dort leben?

Nach der Flüchtlingskrise 2014/15 wurden viele Geflüchtete nach Jahren in Unterkünften ins Phönix-Viertel verlegt. Nach dem Orientierungs- und Verteilungsschlüssel (OVS), der Faktoren wie Einwohnerzahl, Fläche und Sozialstatus berücksichtigt, nimmt der Bezirk Harburg prozentual deutlich mehr Geflüchtete auf, als ihm eigentlich zustehen würden. Während andere Hamburger Bezirke – etwa Eimsbüttel oder Bergedorf – im Vergleich zu den OVS-Vorgaben teils erheblich im Minusbereich liegen und im Tausenderbereich weniger Geflüchtete aufnehmen als vorgesehen, überschreitet Harburg seine Quote deutlich. Besonders auffällig ist die ungleiche Verteilung innerhalb des Bezirks Harburg selbst: Der Stadtteil Harburg trägt im Vergleich zu anderen Stadtteilen des gleichnamigen Bezirks Harburg im Tausenderbereich einen deutlich höheren Anteil an der Unterbringung von Geflüchteten.

POLIZEIPRÄSENZ SORGT NICHT FÜR SICHERHEIT

Noch immer zeigen sich die Folgen dieser strukturellen Vernachlässigung. Im Jahr 2024 berichtete der NDR darüber, dass innerhalb weniger Wochen immer wieder Autos angezündet worden waren. Anlass des Berichts war ein brennender Kleintransporter. Die Familie, der er gehörte, kannten wir. Sie transportierten damit ihren gehbehinderten Sohn. Das Auto brannte vollständig aus, was erhebliche Konsequenzen für den Alltag ihres Sohnes hatte, da er ohne Auto beispielsweise nur schwer zu Arztterminen oder anderen wichtigen Terminen gebracht werden kann. Brennende Autos sind keine Seltenheit, und die Polizeipräsenz sorgt nicht für die erhoffte Sicherheit.

Dabei ist die Lage des Viertels eigentlich ein großer Vorteil. Die zentrale Lage im Bezirk Harburg ermöglicht schnellen Zugang zu Fernverkehrsbahnhof und S-Bahn; innerhalb von etwa 15 Minuten erreicht man die Innenstadt. Direkt angrenzend liegt der Außenmühlenteich, der Raum für Spaziergänge, Sport und Natur bietet. Zudem befindet sich mit dem Phönix-Center ein großes Einkaufszentrum in



Der Außenmühlenteich ist ein schöner Ort und aufgrund seiner unmittelbaren Nähe zum Viertel besonders in den Sommermonaten ein beliebter Treffpunkt.

unmittelbarer Nähe. Heute, als Erwachsene, wird mir immer deutlicher, wie unnötig ein Auto im Viertel eigentlich ist. Es gibt kaum kostenfreie Parkplätze, und durch die starke Zentralität des Stadtteils ist man auf ein Auto kaum angewiesen – im Gegenteil. Ohne Auto spart man nicht nur die Zeit, die sonst für die Parkplatzsuche draufgeht, sondern vor allem Geld. Und gerade für viele Menschen im Viertel, die an oder unter der Armutsgrenze leben, ist das ein entscheidender Faktor. Eigentlich könnte das Viertel ein toller Ort zum Leben sein. Umso widersprüchlicher erscheint die Frage, warum ausgerechnet hier überwiegend jene Menschen leben, die gesellschaftlich ausgegrenzt und aus dem Stadtbild verdrängt werden.

Armut ist einer der zentralen Gründe dafür, warum es den meisten kaum möglich ist, das Viertel zu verlassen oder sozial darüber hinauszukommen und sich eine Existenz außerhalb des Viertels aufzubauen. Das Leben hier wird durch strukturelle Benachteiligung, fehlende Ressourcen und begrenzte Perspektiven nicht leicht gemacht. Gleichzeitig überwiegt bei vielen der Gedanke, lieber an einem Ort zu bleiben, den man kennt und dessen Regeln vertraut sind, als sich in ein ungewisses Umfeld zu begeben. Besonders dann, wenn man nicht dieselben Möglichkeiten hat wie andere, erscheint das Verbleiben im Bekannten oft als der sicherere Weg.

Wir lebten an der Grenze zum Viertel, in einem Wohnungsblock, der sich kaum stärker von der Realität nur eine Straße weiter hätte unterscheiden können. Niemand, der unsere Wohnung gesehen hätte, hätte sich vorstellen können, in welchen unmöglichen Situationen Menschen nur wenige Meter entfernt lebten. Unser Gebäude wurde kurz vor der Wende erbaut und ermöglichte dementsprechend bessere Heizmöglichkeiten, größere Fenster und insgesamt saubere Lebensumstände. Demgegenüber standen die Wohnungen im Viertel, die durch Müll auf der Straße, Ungeziefer, Schimmel sowie kleinere und dunklere Zimmer geprägt waren. Viele der Häuser waren über 100 Jahre alt und hatten in all den Jahren kaum oder gar keine Renovierungen erfahren. Finanziell konnten sich meine Eltern unsere Wohnung an der Grenze leisten, jedoch können das viele der dort lebenden Menschen leider nicht.

Die Behörden wollen dies jetzt ändern, um auch den Ruf des Viertels verbessern zu können. Bezirksamtsleiter Christian Carstensen (SPD) kündigte Ende vergangenen Jahres gegenüber dem NDR an, die Wohnverhältnisse verbessern zu wollen. »Einige Gebäude sind wirklich in einem schlechten Zustand und ziehen das Image des ganzen Viertels runter«, sagte er. Wenn diesen Worten Taten folgen, wäre das ein guter Anfang.

Die geografische Grenze war für mich immer auch eine soziale Grenze. Sie hat mir deutlich gemacht, wie stark wenige Meter Stadtlandschaft Lebensrealitäten formen können.

Unsere Autorin studiert Politikwissenschaft und Empirische Kulturwissenschaft

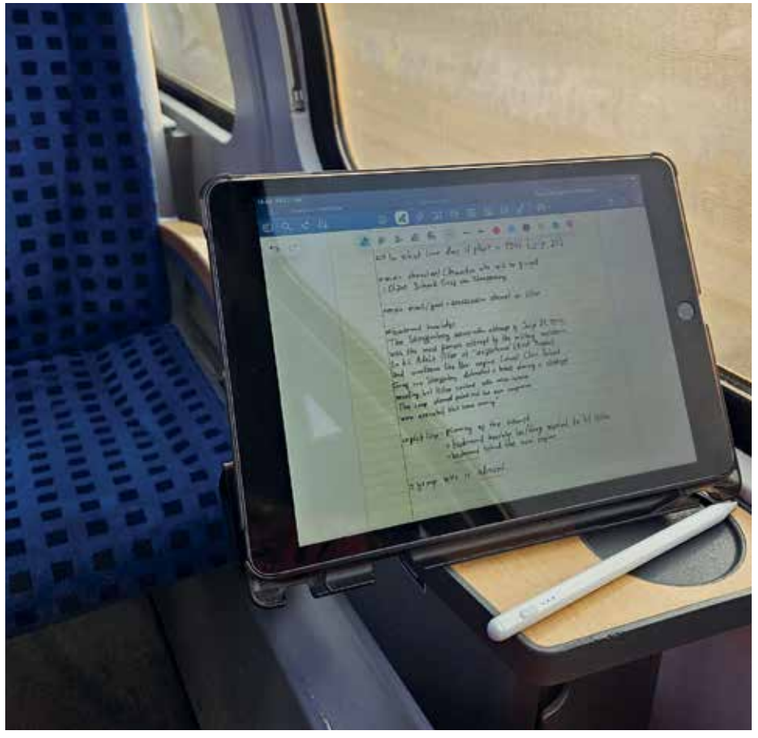
PENDELN BIS ZUR ERSCHÖPFUNG

Ich studiere an der Christian-Albrechts-Universität, wohne aber noch bei meinen Eltern in Hamburg, weil ich in Kiel keine Wohnung finde. Ein Alltag, der mich an meine Grenzen bringt – und manchmal auch darüber hinaus

TEXT UND FOTOS: SANDRA KOTSCH

Montag: Wie jeden Morgen klingelt mein Wecker um 5:30 Uhr. Mit müden Augen fahre ich eine halbe Stunde mit dem Bus zum Bahnhof Dammtor. Warum die Hektik, frage ich mich jeden Morgen? Der Zug soll dort um sieben Uhr abfahren, doch so pünktlich ist er nur in Ausnahmefällen. Auch heute ist er wieder zehn Minuten zu spät. Wirklich Verlass ist nur darauf, dass er überfüllt ist.

Der Geruch, der in diesen Waggons herrscht, ist stets eine neue Mischung aus Urin, Schweiß, Alkohol, Zigaretten und einigen anderen, undefinierbaren Duftnoten. Sie erschweren mir schon nach wenigen Minuten das Atmen. Zu spät los, viel zu spät in Kiel – auch heute sammelt die Bahn auf dem Weg nach Kiel weitere Minuten ein, am Ende kommen noch weitere zehn dazu. Was heißt das für mich? Ich verpasse meinen Bus um neun, mit dem ich vom Bahnhof zur Uni fahre, um hier Politikwissenschaft und Anglistik zu studieren.



Arbeiten im Zug – manchmal habe ich das Glück und finde tatsächlich einen Platz mit einem Tisch. Meistens habe ich das nicht.

Es wird viertel vor zehn, bis ich schließlich im Hörsaal sitze – wieder einmal zu spät. Um pünktlich zu sein, nehme ich oft in Hamburg schon den Zug, der ab Dammtor eine Stunde früher abfährt. Aber dann bin ich, trotz der Verspätungen, die sich auch bei dieser Verbindung ansammeln, eine halbe Stunde vor dem Beginn der Vorlesungen an der Uni. Was soll ich mit diesem Zeitfenster anfangen? Ich warte.

Die Uni verlasse ich um 18 Uhr und der Rückweg nach Hamburg ähnelt dem Hinweg. Aus einem überfüllten Bus steige ich in eine noch vollere Regionalbahn – auch die Gerüche bleiben gleich. Die Regel ist, dass auch dieser Zug Verspätung hat und



Mein Zug hat Verspätung – eine alltägliche Begleiterscheinung für meine Pendelstrecke zwischen Kiel und Hamburg.



Pünktlich erreiche ich die Uni in Kiel nur in Ausnahmefällen. Entweder komme ich zu spät – oder deutlich zu früh.

ich erst um kurz vor halb neun zu Hause bin. Bei meinen Eltern. Weil ich in Kiel keine bezahlbare Wohnung gefunden habe, konnte ich mir das Studieren in Kiel nur leisten, weil ich noch bei ihnen ein Zimmer habe. Es bleiben mir keine zwei Stunden Freizeit, bis ich erschöpft ins Bett gehe, um um 5:30 Uhr wieder aufstehen zu können. Oder früher, wenn ich schon vor sieben Uhr in der Regionalbahn nach Kiel sitzen will.

Das tägliche Pendeln macht mich müde, nicht nur körperlich, sondern auch mental. Oftmals fehlt mir Energie und Motivation für die Uni-Nachbereitung oder das Ausüben meiner Hobbys. Es tröstet auch nicht wirklich, dass ich mit diesem Zustand nicht allein bin. Studien des Ifo-Instituts belegen, dass längere Pendlerzeiten oft eine geringere Lebenszufriedenheit und ein erhöhtes Stressempfinden auslösen. Ich bin nicht befragt worden. Wäre ich es, wären das meine Antworten gewesen.

Warum nehme ich den Aufwand des Pendelns überhaupt auf mich, anstatt einfach näher an meinen Studienort zu ziehen? Diese Antwort ist in den meisten Fällen einfach zu beantworten, auch in meinem: des fehlenden Geldes wegen.

In vielen Universitätsstädten sind die Mieten in den vergangenen Jahren rapide gestiegen. Nach der Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung geben Studierende vermehrt einen immer größeren Teil ihres Einkommens für Wohnkosten aus. Heißt, für viele ist ein Umzug schlicht nicht bezahlbar. Hinzu kommen bei den meisten noch familiäre Gründe, Wunsch nach Stabilität oder Angst vor noch höheren Lebenshaltungskosten.

Speziell die Wohnungs- und WG-Preise sind für viele Menschen mit geringem Einkommen nicht bezahlbar, sodass sie keine andere Option als das Pendeln haben und so die daraus resultierenden psychischen Belastungen ertragen müssen. Oft lohnt sich der Umzug auch nicht, da die Entfernung dafür zu kurz und das Pendeln günstiger ist, als beispielsweise ein Umzug aus Kiel in eine viel teurere Stadt wie Hamburg. Man muss bei dieser Frage auch bedenken, dass es unterschiedliche Arten von Pendlern gibt. Beispielsweise hat der Autopendler einen viel kürzeren und flexibleren Weg als der Pendler, der öffentliche Verkehrsmittel nutzt. Aber auch dieser kann natürlich auf Hindernisse stoßen.

Welche Hindernisse gibt es? Von vermehrten Zugausfällen, hohen Verspätungen bis zu Baustellen auf der Strecke, die dann durch umständliche und lange Schienenersatzverbindungen ersetzt werden, sind keine Seltenheit. Nach Angaben der Deutschen Bahn führen umfangreiche Sanierungsarbeiten auf stark frequentierten Strecken immer wieder zu Einschränkungen, Ersatzverkehren und längeren Fahrzeiten. Solche Hindernisse erschweren den ohnehin schon anstrengenden Pendelweg.

Aber: Auch Autopendler bleiben nicht unverschont. Sperrungen von Autobahnen, fehlende Parkplätze, Stau (speziell im Feierabend- und Ferienverkehr) oder Unfälle lassen Pendler/innen später am Ziel ankommen. Auch die ständige Aufmerksamkeit, die beim Autofahren nötig ist, kann stressig sein – speziell nach einem langen Unitag und/oder im Dunkeln. Laut ADAC gehören Staus zu den größten Stressfaktoren im Alltag vieler Berufspendler/innen, besonders morgens und abends. Nach Angaben des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung pendeln in Deutschland ungefähr 60 Prozent der Erwerbstätigen regelmäßig.

Was macht das Pendeln mit den Betroffenen? Es kostet nicht nur viel Zeit, sondern auch Lebensqualität. Forschungen zeigen, dass diejenigen, die lange Pendelwege haben, häufiger unter Erschöpfung, Zeitdruck und Stress leiden. Oft bleiben Dinge wie soziale Kontakte und Freizeit buchstäblich auf der Strecke. Speziell für Studierende wie mich bedeutet diese zusätzliche Belastung neben dem ohnehin schon hohen Leistungsdruck und Studienanforderungen eine spürbare Gefahr des Burnouts.



Unsere Autorin Sandra Kotsch ist 20 Jahre alt und studiert Politikwissenschaft und Anglistik

ZWEI WOHNORTE, DOPPELTER STRESS

Für viele ist Wohnen kein fixer Punkt mehr, sondern ein ständiges Dazwischen. Lara Wicka (aus Flensburg und Kiel) und Georgios Strantaris (aus Ratekau im Kreis Ostholstein und Kiel) eint, dass sie sich zwischen zwei Wohnungen aufteilen müssen, um studieren zu können. So sieht ein Tag in dieser Lebensrealität aus

TEXTE UND FOTOS: LARA WICKA, GEORGIOS STRANTARIS

UHRZEIT	EIN TAGESABLAUF VON **LARA WICKA** AUS FLENSBURG UND KIEL …	… UND IHRE GEDANKEN
5:55	Der Wecker klingelt. Mit halb geschlossenen Augen blinzele ich auf den leuchtenden Handybildschirm und tippe zum dritten Mal auf »Stopp«. Ich versuche, mich im Bett auszustrecken. Erfolglos. Mein Hund Eddy hat wie so oft das Fußende besetzt.	*Der Tag beginnt nicht mit Aufstehen, sondern mit dem ersten kleinen Kompromiss.*
6:00	Vom Bett geht es direkt in Richtung Kaffeemaschine. Meine Füße kennen die Dielen, die nicht knarzen, um niemanden zu wecken.	*Erstmal Kaffee!*
6:21	Ich halte die Zahnbürste in der Hand, während ich feststelle, dass wieder niemand meine Fahrt auf BlaBlaCar gebucht hat. Einer Plattform für Fahrgemeinschaften.	*Allein von Flensburg nach Kiel fahren heißt: allein die Spritkosten zahlen.* *Das Pendeln im Zug scheitert an Eddy. Er kommt von der Straße und ist in vielen Situationen sehr überfordert.*
6:33	Ich schubse mir ein paar Löffel Haferflocken in den Mund. Währenddessen landen meine herumfliegenden Klamotten in der großen blauen Tasche im Flur.	*Jetzt fehlt der Hunger, später fehlt die Zeit.* *Die Tasche ist so groß und praktisch. Sie verzeiht mir das Chaos.*
6:42	Ich gehe noch einmal mit einer Gießkanne durch die Wohnung. Dann schlüpfe ich in meine Schuhe. Im selben Moment steht Eddy vor mir und freut sich auf die Morgenrunde.	*Ich segne jede Pflanze ab, erlaube mir, für ein paar Tage nicht hier zu sein.*
7:20	Auto gepackt und beide Haustürschlüssel mit. Eddy springt auf die Rückbank und mein Kaffeebecher kommt in die Mittelkonsole.	*Das Auto bietet mir einen eingeübten Zwischenraum, in dem alles hinein passt, was gerade keinen festen Platz besitzt.*



7:37	Blinker links, rauf auf die A7. Noch 85 km bis Kiel. Ich springe in meinem aktuellen Hörbuch vier Kapitel zurück, bei denen ich am Abend zuvor eingeschlafen bin.	*Noch ist Zeit, gedanklich in mein Hörbuch abzutauchen.*
8:12	Die Sitzheizung wärmt mich noch, während ich zum zweiten Mal gähne und den letzten Schluck Kaffee aus der To-Go-Tasse schlürfe. Abfahrt Kiel, nur noch 25 km.	*Während ich die Autobahn verlasse, hake ich im Kopf ab, ob für die Pferde diese Woche alles steht. Kurz taucht Omas Arzttermin auf. Verantwortung fährt mit.*
8:45	Am KITZ, dem Kieler Innovations- und Technologiezentrum, angekommen. Hier arbeite ich als Werkstudentin in einem Planungsbüro an Themen der kommunalen Wärmewende. Bevor ich den Büroschlüssel aus der Tasche ziehe, schreibe ich meiner Oma eine kurze Guten-Morgen-Nachricht.	*Der erste Arbeitstermin wartet, der Schreibtisch auch. Noch passt ein Kaffee dazwischen.*
12:40-13:00	Mittagspause, kurz raus mit Eddy. Es regnet. Kein Problem. Gummistiefel sind im Kofferraum.	*Ich brauche auch noch einen zeitnahen Orthopädentermin. Hier in Kiel stehen die Chancen besser als in Flensburg.*
14:33	Laptop zugeklappt und der Hund steht parat. Wir verabschieden uns und drehen noch eine Runde durch den Schrevenpark.	*Zum Glück mit anhaltender Regenpause. Ich kenne die Wege, wo der Boden nach Regen matschig wird, aber nicht die Gesichter.*
15:37	Zurück am Auto. Ein Einkaufsladen liegt auf dem Weg. Schnell noch ein paar Lebensmittel für heute und morgen einkaufen.	*Im Kopf kalkuliere ich alles so, dass nichts lange im Kühlschrank liegen bleibt und verderben könnte.*
16:14	Angekommen. Während ich alles in den dritten Stock meiner Kieler Maisonettewohnung schleppe, läuft Eddy den Weg allein voraus.	*Ich verfluche die schwere Tasche und versuche dabei, leise und unbemerkt meine Etage zu erreichen.*
16:22	Ich kenne die Handgriffe, das Auspacken geht schnell. Der Flensburger Haustürschlüssel verschwindet in der Küchenschublade.	*Zum Glück haben meine Pflanzen das Wochenende hier in Kiel gut überstanden. Ich lasse gerne Ordnung zurück, aber kaum Zeit.*
16:51	Ein kurzer Anruf bei meiner Oma, nur um sicherzugehen, dass es ihr gut geht. Frisches Wasser hinstellen, Eddy seine Kaustange geben und dann wieder los. Die Uni-Bibliothek schließt um zehn.	*Ich brauche das kurze Zeichen, dass alles in Ordnung ist. Ein kleines Update. Das gehört dazu. Solange sie erreichbar ist, fahre ich ruhiger weiter. Nähe findet Platz in jedem Zeitplan.*
18:19	Ich sitze in der Universitätsbibliothek an einem langen Tisch mit überproportional vielen Steckdosen am Platz. Über mir die Lampen, die alles gleichmäßig ausleuchten.	*Steckdosen sind hier wichtiger als Gespräche.*
18:37	Das Handy vibriert. Der Name meiner Freundin leuchtet auf. Ich drücke weg. Meine Gedanken stecken noch in der Aufgabe der letzten Vorlesung fest: Visualisierung der Fundorte des Eisvogels. Also Punkte in Deutschland, die ihren Platz finden müssen.	*Sie will bestimmt wissen, wo ich gerade bin.* *Ich muss mich später zurückmelden – wie so oft.*
20:10	Ich ziehe mein Ladekabel aus der Steckdose und packe meine Sachen zusammen. Die meisten sitzen noch, starren weiter auf ihre Bildschirme. Ich gehe.	*Meine Augen fühlen sich schwer an, ich hoffe, ich komme nicht zu spät ins Bett.*



20:33	Angekommen. Kein Radstellplatz mehr. Also irgendwo dazwischen.	*Hoffentlich hat Eddy die Zeit einfach verschlafen …*
20:42	Nudeln kochen. Währenddessen läuft der Fernseher mit den Nachrichten und füllt den Raum mit Stimmen.	*Mein Magen knurrt, ich merke, wie die Müdigkeit an mir zieht.*
21:09	Der doppelte Hausstand hat einen klaren Vorteil: Eddys Futterschalen haben keinen Pendelstress. Das Essen steht bereit – für uns beide.	*Ich breite mich aus, um mir selbst zu beweisen, dass ich da bin.*
21:38	Ich stelle das Geschirr in die Spüle. Ein raschelndes Halsband und Eddy ist überzeugt. Zeit für die Abendrunde.	*Die Auswahl an grünen Wegen ist hier kleiner, durch den Ortswechsel stört es aber nicht, Eddy passt sich an, ich mich auch.*
22:20	Ein letztes Mal für heute die dritte Etage erreichen. Ein Abendsnack für Eddy und ich krame mir die Yoga-Matte aus der Ecke und rolle sie über den Boden aus.	*Gut, dass ich Rituale habe, die wenig Platz brauchen und mich tragen. Auf 25 m² rücke ich den Sessel um, damit Platz entsteht.*
22:45	Mein Handy meldet sich. Schlafenszeit. Der Kalender hält mich noch zwei Tage hier. Zuhause ist also gerade hier. Gute Nacht.	*Egal wo ich aufwache – müde bin ich überall gleich.*

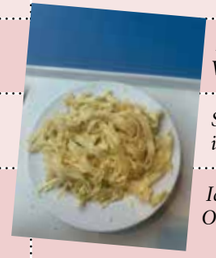




Unsere Autorin Lara Wicka ist 27 Jahre alt und studiert Umweltgeographie und -management

UHRZEIT	EIN TAGESABLAUF VON **GEORGIOS STRANTARIS** AUS RATEKAU UND KIEL …	… UND SEINE GEDANKEN
8:45	Der Wecker klingelt. Wo ich bin? In Kiel. Mein Zweitwohnsitz, hier studiere ich. Ich hätte auch in Ratekau aufwachen können, meinem Heimatdorf. Ich drücke den Wecker auf »Snooze« und probiere, fünf Minuten liegen zu bleiben.	*Erstwohnsitz in meiner Heimat, um weiterhin in meinem Ortsverein tätig sein zu können.* *Ich bin noch zu müde …*
8:50	Wecker klingelt. Ich mache ihn aus und checke auf dem Handy den Kalender und die Nachrichten.	*Welche Termine stehen an? Wo muss ich überall hin?*
9:00	Langsam schleiche ich aus meinem Bett, öffne mein Fenster, um etwas frische Luft zu schnappen.	*Wow, ist das kalt!*
9:05	Ich ziehe mir meine Alltagskleidung an und gehe zum Badezimmer.	*Schön warm anziehen.*
9:15	Während ich mir die Zähne putze, stopfe ich meine Uni-Sachen in meinen Jutebeutel.	*Bloß nichts vergessen.*
9:20	Auf dem Weg zur Bushaltestelle gucke ich, ob mein Bus fährt oder ausfällt.	*Bitte falle nicht schon wieder aus!*

9:36	Der Bus kommt wie immer überfüllt. Irgendwie quetsche ich mich noch hinein.	*Was ein Spaß ... Ich hoffe, die Fahrt ist schnell vorbei!*
10:00	Ich sitze im Hörsaal, hole den Laptop raus und arbeite vor der Vorlesung Mails und Nachrichten ab.	*Gähn, wow, ich bin müde.*
10:15	Die Vorlesung »Einführung in die Politikwissenschaft« beginnt.	*Das ist die interessanteste Vorlesung des Tages.*
11.45	Die Vorlesung endet und ich gehe zur Mensa, um mir mein Go-To zu holen: Nudeln für 2,95 Euro.	*Sehr labbrig, aber immerhin muss ich nicht kochen.*
12:00	Nachdem ich mich an einen freien Platz gesetzt habe, klappe ich neben dem Teller meinen Laptop auf.	*Ich könnte Uni-Aufgaben erledigen. Oder ich prokrastiniere – wie so oft.*
13:00	Nach dem Essen reiße ich mich zusammen und setzte mich dann doch wirklich an meine Aufgaben.	*Na ja, was muss, das muss!*
13:45	Uni-Aufgaben abgehakt und jetzt wird noch schnell mein leeres Essenstablett weggebracht.	*So viele Menschen.*
14:00	In 15 Minuten beginnt die nächste Vorlesung, ich mache mich schonmal auf den Weg zum Saal.	*Vielleicht lieber doch umdrehen und nach Hause fahren?* *Der Verlockung, früher nach Hause zu gehen, konnte ich widerstehen!*
14:15	Die Vorlesung »Einführung in die Volkswirtschaftslehre« beginnt. Mal gucken ob es interessant wird.	*Das meiste kenne ich schon von meiner alten Schule.*
15:45	Die Vorlesung endet und ohne Verschnaufpause geht es direkt zur nächsten Sitzung.	*Puh.*
16:15	»Einführung in die Soziologie« beginnt und ich probiere, nicht einzuschlafen.	*Hoffentlich beendet er wieder früher die Vorlesung, damit ich meinen Bus kriege.*
ca. 17:30	Mein langer Uni-Tag neigt sich dem Ende zu und ich sprinte zu meinem Bus nach Hause.	*Ich habe ca. 15-20 Minuten, was muss ich einpacken? Klamotten, Essen, Wasser, Laptop + Ladekabel?*
18:00	Zuhause packe ich fix meine Sportklamotten ein und achte darauf, meinen Laptop nicht zu vergessen, um mir im Zug die Zeit zu vertreiben.	*Habe ich an alles gedacht?* *Zum Glück schaffe ich den Bus und muss nicht mit dem Auto fahren.*
18:34	Am Hauptbahnhof angekommen, schlendere ich mit meiner schweren Sporttasche zum Zug.	*Hoffentlich ist der Zug nicht überfüllt.*
18:55	Glück gehabt: ein Vierersitz. Genug Platz für meinen Laptop. Ich arbeite an Uni-Abgaben, während mein Datenvolumen kommt und geht.	*Guter Empfang im Zug ist wie ein Lottogewinn. Wie soll man so arbeiten?*
19:05	Ich schreibe meiner Familie, damit sie Bescheid wissen, dass ich am Wochenende wieder nach Hause komme.	*Falls ich nicht schon in der Woche wieder zurückfahre.*





19:34	Der Zug kommt in Eutin an und ich mache mich auf in die Halle zum Volleyballtraining.	*Es ist immer noch eisig!*
19:50	Ich komme in der Sporthalle an und begrüße meine Teamkollegen, während ich mich umziehe.	*Endlich wieder zwei Stunden den Kopf abschalten.*
22:00	Training ist vorbei. Ich packe meine Sachen, um mich auf dem Weg zum Zug zu machen.	*Puh, das war anstrengend.*
22:20	Am Bahnhof angekommen. Und jetzt? Zurück nach Kiel. Oder in die Heimat?	*Wohin nur?*
22:30	Entweder bin ich jetzt auf dem Weg nach Ratekau oder Kiel, eine genaue Antwort gibt es nicht. Es ist ein Gefühl, dem ich nachgehe. Ich weiß nur, dass ich müde bin und das bin ich überall gleich.	*Bloß nicht im Zug einschlafen.*



Unser Autor Georgios Strantaris ist 21 Jahre alt und studiert Politikwissenschaft und Soziologie

HEMPELS VERKAUFEN

Etwa 240 Frauen und Männer verkaufen derzeit HEMPELS in großen und kleinen Städten Schleswig-Holsteins. Seit der Erstausgabe 1996 boten über 1.600 Menschen unser Straßenmagazin an: Für viele war es die Chance, wieder Anker zu werfen in einem »normalen« Leben.

HEMPELS wird von Menschen verkauft, die sich in materiellen oder sozialen Schwierigkeiten befinden. Das können auch Rentnerinnen und Rentner mit Grundsicherung sein. Besonders außerhalb Kiels haben wir noch freie Verkaufsplätze.

WENN DU DIR VORSTELLEN KANNST, AUCH HEMPELS ZU VERKAUFEN,
SCHREIBE UNS EINE E-MAIL AN VK-BETREUUNG@HEMPELS-SH.DE
ODER MELDE DICH TELEFONISCH UNTER (04 31) 67 44 94.

HEMPELS
31 Jahre Straßenmagazin für Schleswig-Holstein

»ÜBERALL WAR ES SCHÖNER ALS DAHEIM«

Missbrauch, Obdachlosigkeit und Verlust prägen Mariannes Leben. Aufgegeben hat sie nie. Im Szenegarten »Grünes Eck«, einem Projekt der Sozialeinrichtung Flexwerk in Kiel-Gaarden, findet sie Halt – ein Gefühl, das ihr neue Kraft gibt

TEXT UND FOTO: SOPHIA HAASPER

Der Eingang zum »Grünen Eck« ist unscheinbar – doch wer ein paar Schritte in den Garten hineingeht, spürt schnell, dass hier viele Geschichten aufeinandertreffen. In einer kleinen Holzhütte sitzt Marianne, 47 Jahre alt, an einem Tisch und trinkt entspannt ihren Kaffee. Sie wirkt offen und freundlich. Wer ihre Vergangenheit nicht kennt, würde die Wahrheit nicht vermuten: Marianne wurde, berichtet sie im Gespräch, von ihrem Stiefvater missbraucht, verließ mit 16 Jahren ihr Zuhause, überlebte einen schweren Unfall und war mehrfach obdachlos. Eine Frau, die oft kämpfen musste – und dabei eines nie ganz verlor: ihre riesige Positivität.

Schon früh musste Marianne Erfahrungen machen, die ihr Leben nachhaltig prägten. Gebürtig aus Thüringen und aufgewachsen in einer Kraftfahrerfamilie erlebte sie eine harte Erziehung, übernahm früh Verantwortung und wurde in der Schule gemobbt. Gewalt spielte in ihrer Familie eine große Rolle. »Ich wurde, seit ich 12 bin, von meinem Stiefvater geschlagen, angefasst und vergewaltigt«, erzählt sie. Sie wurde von ihm schwanger und gab das Kind zur Adoption frei. »Es war das Beste für das Baby.« Eine Situation, die nur schwer vorstellbar ist. Mit 16 Jahren traf sie eine Entscheidung gegen das Leben, das sie bis dahin kannte, und für eine Realität, die sich zum Besseren wenden sollte. Sie verließ ihr Zuhause und lebte, bis sie volljährig wurde, auf der Straße. »Überall war es schöner als daheim.«

In dieser Zeit hielt sie sich mit Minijobs über Wasser, arbeitete zeitweise in einem Imbiss und lernte früh, sich auf sich selbst verlassen zu müssen. Ihre Familie suchte nicht nach ihr – trotz Hinweisen von Bekannten, die sie auf der Straße sahen. Sie fand Anschluss an eine Gruppe, die sie heute liebevoll als »Punks« bezeichnet. Diese sechs Menschen wurden zu einer Art Ersatzfamilie, ohne die sie es laut eigener Aussage wahrscheinlich nicht geschafft hätte. »Ich denke gerne an dieses eine Weihnachten zurück«, erzählt die 47-Jährige. »Wir haben uns in einem Abrisshaus eine Wohnung zurechtgemacht. Sogar einen Weihnachtsbaum konnten wir organisieren und schmücken – mit allem, was wir auf der Straße gefunden haben. Es war vielleicht nicht so, wie man sich das Fest gewöhnlich vorstellt, aber es war schön.«

Auch auf der Straße, sagt Marianne, gebe es diese Momente, die das Schwere für einen Augenblick etwas leichter machen. Dennoch war es hart. Suppenküche, kirchliche Angebote und Kleiderspenden gehörten zu ihrem Alltag. »Der Hunger auf der Straße ist groß«, erinnert sie sich. Einige Nächte habe sie auch schon auf einer Parkbank verbracht. Auf die Frage, wie sie das erlebt habe, antwortet Marianne trocken: »Joa, ein Bett wäre schöner gewesen.« Es folgt ein Lachen, das nach einem Schutzmechanismus klingt. Der Eindruck täuscht nicht, wie sie selbst bestätigt. Von Dingen, die für die meisten Menschen selbstverständlich sind, konnte Marianne nur träumen.

Mit 18 erhielt sie Sozialhilfe und zog in eine kleine Wohnung – für sie ein großer Erfolg. Zum ersten Mal hatte sie ein Gefühl von Zuhause – vier Wände, die sich endlich nicht mehr kalt, sondern gemütlich anfühlten. Mit 20 besaß sie ihr erstes Handy. »Das können sich die Jugendlichen heutzutage gar nicht mehr vorstellen«, scherzt sie. Es folgten Jahre, in denen sie in vielen Bereichen arbeitete, die sie unter anderem nach Kiel führten: Sie absolvierte eine Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau, arbeitete in einer Spielothek, als Quereinsteigerin in der Altenpflege, als selbstständige Kurierfahrerin und machte zwei Ausbildungen, eine im Security-Bereich sowie eine in der Pflege. Letzteres sei ihr Traumberuf. »Ich helfe einfach gerne anderen Menschen. Das, was man zurückbekommt, ist mit nichts aufzuwiegen«, sagt sie. Auch ihre Kinder waren stets eine große Kraftquelle. Als sie 36 war, meldete sich ihre inzwischen 19-jährige Tochter, die sie schweren Herzens zur Adoption freigegeben hatte. »Sie hatte mich gefunden, und ich war wahnsinnig glücklich darüber.«



Marianne vor dem Eingang zum »Grünen Eck«. Um ihrem Stiefvater zu entkommen, entschied sie sich als 16-Jährige für ein Leben auf der Straße.

Später bekam Marianne zwei weitere Kinder. Ein Glück, für das sie unendlich dankbar war – doch auch dieses blieb nicht unversehrt. Ihr Sohn Benjamin starb am plötzlichen Kindstod. »Etwas Schrecklicheres gibt es nicht für eine Mutter«, sagt Marianne. Doch er sei immer noch bei ihr. Sein Name und die seiner Geschwister sind auf ihrer Haut verewigt. Stolz präsentiert sie ihr Tattoo auf dem rechten Arm.

Das Leben stellte Marianne immer wieder auf die Probe. Am 20. Februar 2020 erlitt sie einen schweren Unfall: Sie kollidierte mit einem Lkw-Fahrer, der am Steuer eingeschlafen war. Wie man ihr später erzählte, war der Motorraum bei dem Aufprall bis in den Innenraum gedrückt worden und hatte ihre Beine eingeklemmt. Daher musste der Rettungsdienst sie über den Kofferraum ihres Wagens bergen. Es folgten drei Wiederbelebungen und drei Monate Koma. Als die damals 42-Jährige erwachte, saß sie zunächst im Rollstuhl. Die Schmerzmedikamente bargen ein hohes Suchtpotenzial, weshalb sie sie absetzte. Auch aus dem Krankenhaus entließ sie sich selbst. »Ich wollte so schnell wie möglich wieder auf eigenen Beinen stehen – für mich, aber auch für meine Kinder und Enkelkinder.« Sechs Monate später war der Rollstuhl nur noch Deko, und Marianne kehrte zurück ins Arbeitsleben. »Ich wollte immer etwas tun und nicht nur rumsitzen. Ich habe mein ganzes Leben lang immer gerne gearbeitet.«

Wir sitzen bereits eine halbe Stunde zusammen, als sie das erste Mal von ihrer Schwester spricht – jedoch in der Vergangenheitsform. Auf Nachfrage wurde klar, warum: Sie starb mit 47 an einem Schlaganfall – so alt, wie Marianne heute ist. Ein Verlust, der ihr sehr zu schaffen machte und nicht lange nach ihrem Unfall geschah. »Ich habe mir oft die Frage gestellt: Warum passiert mir das alles? Aber das bringt mich nicht weiter. Ich möchte nach vorne schauen.« Es sind die vielen Schicksalsschläge, die ihre zuversichtliche Art noch bewundernswerter machen.

Der Weg in die erneute Obdachlosigkeit begann schleichend. Marianne überließ ihre Wohnung ihrem zweiten Sohn und zog in eine Zwei-Zimmer-Wohnung. Kurz darauf wurde sie arbeitslos und erhielt fünf Monate lang keine Leistungen vom Arbeitsamt – ohne Erklärung oder Rückmeldung, wie sie im Interview erzählt. Diese Zeit überbrückte sie notdürftig. Schließlich holte sie ihre 70-jährige Mutter aus Duisburg zu sich. Das Zusammenleben erwies sich jedoch als schwierig, weshalb Marianne der Mutter die Wohnung vollständig überließ und auszog. Die Vergangenheit holte sie immer wieder ein. Sie fand eine neue Wohnung, vergaß jedoch, den Mietvertrag rechtzeitig zu

unterschreiben. Wenig später stand sie erneut ohne ein Dach über dem Kopf da.

Acht Monate lebte sie im Auto, duschte und wusch ihre Kleidung am Autohof – unbemerkt, versteckt, isoliert. Niemand wusste von ihren Lebensumständen. Bei ihrem neuen Arbeitgeber ließ sich Marianne nichts anmerken. Während sich andere Kolleginnen und Kollegen nach Feierabend auf die Couch und den Fernseher freuten, warteten auf sie die harten Polster des Fahrersitzes und eine beschlagene Windschutzscheibe. Marianne reflektiert: »Ich habe ein Doppelleben geführt.« Eines, das sie einsam fühlen ließ. Obwohl sie es lange verheimlichen konnte, erfuhr der Arbeitgeber schließlich doch von ihrer Obdachlosigkeit – und sie wurde gekündigt. Das Auto, ihr kurzfristiges Zuhause, musste sie abgeben, weil der TÜV abgelaufen war. Danach kam sie in sozialen Einrichtungen unter, bis sie in eine Monteurswohnung einziehen konnte.

Zum »Grünen Eck« ist Marianne durch die Ableistung von Sozialstunden gekommen. Ihre damalige Selbstständigkeit als Kurierfahrerin scheiterte, sie meldete Firmeninsolvenz an und hatte Gerichtskosten, die sie nicht bezahlen konnte. Daher die Sozialstunden, mit denen sie inzwischen fast durch ist. Doch es gefällt ihr im »Grünen Eck«, und sie möchte gerne noch länger bleiben. »Ich ziehe aus den Begegnungen hier viel Energie, und mir würde etwas fehlen.«

Marianne ist ein sehr sozialer Mensch. Sie braucht den zwischenmenschlichen Kontakt. Daher arbeitet sie nebenbei ehrenamtlich für den Verein »Mensch trifft Mensch«, wo geschulte Ehrenamtliche älteren Menschen ein offenes Ohr und Gesellschaft bieten. Es handelt sich um eine Kooperation mit dem Jobcenter, das Bürgergeldempfänger an das Projekt vermittelt, um eine wertschöpfende Beschäftigung zu ermöglichen. Marianne geht mit ihrem Hintergrund als Pflegebetreuerin darin auf. Das Lächeln ihrer »Schützlinge« und ein ernst gemeintes »Dankeschön« sind für sie eine große Erfüllung. Sie erzählt kleine Anekdoten, die deutlich werden lassen: Die älteren Menschen müssen Marianne sehr mögen. »Ich habe so etwas wie ein Samariter-Syndrom. Ich möchte immer allen helfen«, sagt sie. Wie es ihr wirklich geht, wissen die wenigsten – sie musste sich immer selbst helfen und hatte keine Unterstützung. Vielleicht ist das der Grund, warum sie nicht möchte, dass es anderen auch so geht.

»Ich bin froh, diese Beschäftigung zu haben. Ich kann nicht einfach nichts tun«, bestärkt sie ihre innere Motivation. Und vom Nichtstun ist Marianne weit entfernt. Ein typischer Tag sieht so aus: Sie steht zwischen 5 und 6 Uhr auf, trinkt ihren Kaffee, geht zum »Grünen Eck« oder zu ihrem Schützling und begleitet diesen beispielsweise beim Einkaufen. Sie kümmert sich von Montag bis Freitag um vier ältere Menschen – von Mettenhof bis Wellingdorf. Das Vorurteil, arbeitslose Menschen seien faul, trifft auf sie ganz und gar nicht zu – wie auch auf so viele andere nicht.

Aktuell ist Marianne auf Wohnungssuche. Viele Vermieter lehnen ab, wenn sie sehen, dass es sich um eine potenzielle Mieterin mit Sozialanspruch handelt. Einträge in der Schufa sowie die hohen Mietkosten gestalten die Suche schwierig. Dennoch hofft sie, ein passendes Zuhause zu finden. »Ich bin da optimistisch«, sagt sie. Auch beruflich hat Marianne Träume: Sie möchte einen Betreuungsschein machen und wieder mit Menschen arbeiten. Ein Traum, der nun in Erfüllung gehen soll: Am 16. Februar startete sie mit der Weiterbildung, die vom Arbeitsamt finanziert wird. Zweieinhalb Monate wird diese dauern, dann ist sie ihrem Glück wieder ein Stück näher. Darüber hinaus lässt sie ihre Gedanken über ein Leben auf dem Land schweifen – mit einem großen Garten, in dem sie Gemüse anbauen und Tiere halten kann.

»Das Wichtige ist, nie aufzugeben und sich immer zu sagen: Ich kriege es schon irgendwie hin«, sagt die gebürtige Thüringerin, um anderen Mut zu machen. Dieses Credo möchte sie ihren vier Enkelkindern im Alter von zwei bis acht Jahren vorleben. Mit ihnen tobt und spielt Marianne gerne und zieht daraus viel Lebensfreude. Es seien die kleinen Dinge, die für schöne Momente sorgen und Halt geben. »Viele meckern über jede Kleinigkeit – das sind für mich Nichtigkeiten. Ich möchte mich nicht mehr mit solchen unwichtigen Dingen aufhalten.« An ihrem Lieblingsplatz im Kieler Stadtteil Friedrichsort sitzt sie gerne auf einem Steg an einem kleinen Strand und schaut auf das Wasser. Dort denkt sie über das Leben nach – über die schönen Seiten und das, was ihr noch bevorsteht.



Unsere Autorin Sophia Haasper ist 23 Jahre alt und studiert Politikwissenschaft und Soziologie

HIER KÖNNTE AUCH IHRE ANZEIGE STEHEN

Telefon (04 31) 67 44 94;
anzeigen@hempels-sh.de

HEMPELS
31 Jahre Straßenmagazin für Schleswig-Holstein

»NUR DU KANNST DIR HELFEN«

Claudia (Name geändert) ist wohnungslos. Vor zwei Jahren ist ihr Zuhause durch eine Explosion unbewohnbar geworden, jetzt lebt Claudia in einer Notunterkunft. Sie hat mir ihre Geschichte erzählt

TEXT: LEA DAVID, FOTO: JOLINA SONNTAG

Ich treffe Claudia im »Grünen Eck« in der Wilhelmstraße in Kiel-Gaarden. Der Szenegarten hat etwas Metaphorisches: den Blumen und dem Gemüse in den Beeten beim Wachsen zuzusehen und zu sehen, dass alles mit Zeit und Arbeit wieder gedeiht. Sie wohnt seit einem Jahr in der Kommunalen Notunterkunft für Frauen in den Containern in der Arkonastraße 1. Hier können 25 bis 27 Frauen untergebracht werden. Es sind alle Altersklassen vertreten, von Anfang 20 bis 74.

Ob sie sich dort sicher fühlt? Eher nicht. Obwohl es eine Notunterkunft für Frauen ist, sei ihr dort schon des Öfteren mitten in der Nacht auf dem Flur ein Mann begegnet. Sie erzählt, dass es abgesehen von der Enge und den daraus entstehenden Reibungen auch zu bedenken ist, dass jede dort untergekommene Frau auch nicht unbelastet ist. Jede ist dort mit ihren Schicksalsschlägen, Problemen und Krankheiten. Eine Frau, die jede Nacht schreit, war für Claudia keine Seltenheit, sondern Alltag.



Claudia (Name geändert) verlor ihre Wohnung durch eine Explosion und lebt nun in der Kommunalen Notunterkunft für Frauen in Kiel.

Wohnungslosigkeit kann schnell und plötzlich passieren, von einem Moment auf den nächsten. So auch bei Claudia. Ihre 100 Quadratmeter große Wohnung im Kirchenweg ist vor zwei Jahren explodiert. Fünf Jahre lang hatte sie dort gelebt. Die Versicherung habe nicht eingegriffen, weil der unter der Lungenkrankheit COPD leidende Mann, den sie als Mitbewohner aufgenommen hatte, nicht im Mietvertrag stand. »Ich bin morgens runter zum Kiosk, habe Brötchen geholt und dann hat es Wums gemacht. Es qualmte, die Fensterscheiben waren draußen. Wie das genau abgelaufen ist, da munkelt man«, sagt sie. Normalerweise sollte das Sauerstoffgerät sicher sein, aber der COPD-Kranke war Raucher. Sauerstoff und offenes Feuer vertrügen sich nun einmal nicht.

Sie betrat nie wieder die Wohnung, nachdem ihr selbst die Feuerwehr davon abgeraten habe. »Ich habe viel verloren. Ich habe keine Bilder mehr von meinen Kindern. Von meinen Tieren. Von meiner ganzen Vergangenheit eigentlich, alles was man so zusammengesammelt hat. 100 Quadratmeter weg, Bett weg, Matratzen, Fernseher.« Abwarten mit der Sanierung und wieder einziehen, das wollte sie nicht. Zu tief saß der Schmerz. Sie verliert alles und zieht bei einem Mann ein. Es folgte der unfreiwillige Rauswurf vor einem Jahr und Krankheit. Obwohl das Leben ihr übel mitgespielt hat, strahlt sie Lebensfreude, gar Zuversicht aus und ist offen. »De luxe« beschreibt Claudia ihr Leben. »Es war gut.«

Während sie nach ihrem Abitur auf einen Studienplatz wartete, absolvierte

sie eine dreijährige Ausbildung zur Elefantenpflegerin im Berliner Zoo. Als ein Studienplatz frei wurde, ging sie nach Hessen. Sie studierte Sozialpädagogik im Ursulinenkloster Fritzlar. Sie engagierte sich ihr Leben lang als Sozialpädagogin. Sie arbeitete unter anderem im Jugendzentrum, im Frauenhaus und in einer Behindertenwerkstatt. Sie nahm neben ihren beiden Kindern noch vier Pflegekinder auf. Durch ihre Erkrankung war sie viel zu Hause und ihre Kinder brachten die zukünftigen Pflegekinder mit. »Es war immer viel los bei uns. Die Kinder sind mit anderen gekommen und da hat man viele Problematiken von denen zu Hause mitbekommen.« Ihre Tochter geht in den Jugendtreff und sagt ihr: »Mama, da ist Bedarf. Wir brauchen Hilfe.« Sie macht es offiziell, nachdem die Kinder immer wieder zu ihr flüchten. Eines ihrer Pflegekinder ist zwölf, als es zu ihr kommt. Ein anderes kommt zu ihr bereits als Baby. »Mamas Tür stand immer auf.«

Nach der Explosion ihrer Wohnung ist ihr Leben erst einmal chaotisch. Das Geld ist ihr nicht wichtig, vielmehr trauert sie um die Fotos und die damit verbundenen Erinnerungen. In ihren Schilderungen beschönigt sie nichts. Wenn sie zum Beispiel davon redet, dass eine Frau in der Notunterkunft erst zwei Wochen nach ihrem Tod entdeckt worden sei. Oder davon, dass eine Frau mit Schizophrenie sie schon einmal mit einem Messer bedroht habe. Sie gibt zu, dass das Leben hart sei, aber ihr Appell lautet: »Ich helfe mir selber. Du musst schon selber mitarbeiten, selber für dich arbeiten. Hilfe ist wichtig, aber nur du selbst kannst dir helfen.«

Auf die Frage, ob sie ihr altes Leben vermisst, antwortet sie: »Nein, gar nicht. Überhaupt nicht, das macht einem das Herz nur noch schwerer. Wenn man Kinder hat, dann ist man sowieso ganz spontan und anders unterwegs. Dafür habe ich zu viel erlebt.« Sie setzt ihren Fokus nicht auf das, was sie nicht hat oder gerne hätte – sie ist dankbar für das, was sie hat. Liebe. Das ist ihr das Allerwichtigste. Ihr wichtigster Wert in schweren Zeiten. Ihre Familie und die Erinnerungen an alte Zeiten, die ihr keiner nehmen kann – keine Explosion und keine Situation. Ihre Familie steht hinter ihr und ist ihr Heiligtum. Dieser Zusammenhalt ist der stolzen Mutter und Oma seit sechs Jahren wichtig, denn sie weiß, dass das nicht selbstverständlich ist.

Claudia empfindet ihr derzeitiges Leben nicht als Doppelleben oder zweites Leben, sondern nur als eine weitere Station. Die Dinge, die ihr passieren, definieren sie nicht. Das, was sie daraus macht, zeigt ein Zeugnis dessen, wer sie ist. »Ich habe lange überlegt, über welches Thema ich meine Doktorarbeit schreiben möchte – jetzt habe ich es gefunden.« Sie will einen Weckruf starten gegen die Verurteilungen von Obdachlosigkeit: zum Beispiel ein Junkie zu sein. An ihr prallen solche Vorurteile bis hin zu Beschimpfungen meist ab, aber sie duldet auch nicht alles. Sie geht in die Konfrontation. »Man merkt, der eine möchte besser sein als der andere. Das begegnet einem immer wieder.«

Sie möchte mehr Sichtbarkeit schaffen, wie komplex das Thema Obdachlosigkeit ist. »Mit 57 habe ich mir gedacht – warum nicht?« Es ist eine Herausforderung, aber sie hat eine Menge Input, ist selbst eine Betroffene. Sie schaut nicht von oben herab auf ein Problem, sondern kann alle Gefühle, die Wohnungslosigkeit betreffen, nachempfinden. Die Klischees und Vorurteile. Die Scham von Müttern in der Notunterkunft gegenüber ihren Kindern und andersherum, wenn sich die Kinder für ihre Eltern schämen. Sie weiß selbst am besten, wo Hilfe so dringend nötig wäre und nicht genügend gegeben wird.

Zwar würden laut Claudia Frauenberatungsstellen mit Vermietern zusammenarbeiten und Häuser oder Wohnungen vermitteln an wohnungslose Frauen, doch Frauen mit geringem Einkommen werde häufig lediglich Unverständnis entgegengebracht. Es werden Erwartungen an sie gestellt und Druck ausgeübt. »Was sich bei mir nach dem Unfall ereignet hat, war, dass ich angefangen habe Sachen zu horten: Ich habe viele Klamotten bekommen und die bring' mal alle unter in so einem Container. Es war ja sogar die Frage offen gewesen, ob nicht zwei in einen Container mit reinkommen – dabei sind viele Menschen dort, die dürften da gar nicht drin sein. Da wäre ein anderer Ort wesentlich besser.« Sie ist der Meinung, dass angesichts all der Krankheiten die medizinische Situation in der Notunterkunft problematisch sei. »Die Betreuung stimmt nicht. Es werden einem Menschen zugewiesen, bei denen klar ist, dass es überhaupt nicht passt.«

Nebenbei schreibt sie in ihren Kurzgeschichten aber auch über lustige Ereignisse, die es bei so vielen Charakteren, die hier aufeinandertreffen, auch immer gibt. »Zwischendurch habe ich mir immer Notizen gemacht.« Über das Zusammenwohnen sagt sie: »Da kommt man sich enger und zickiger entgegen. Ja, man hat denselben Flur. Man sollte eigentlich meinen, dass alle im selben Boot sitzen, dass man irgendwie zusammenhält, aber das ist nicht so. Da hackt die eine Krähe der anderen Krähe das Auge aus.«

Freundschaften schließt man, aber es ist schwer. Als Zuhause betrachtet sie die Notunterkunft nicht. Sie schildert, dass sich bei vielen anderen, die dort bereits seit sieben Jahren untergebracht sind, ein bestimmtes Gefühl und eine Wahrnehmung der Notunterkunft entwickelt haben – bei ihr jedoch nicht. Dass sie schon ein Jahr lang dort lebt, ist krankheitsbedingt. »Wenn man schwach ist, bleibt man erstmal da, wo man ist.« Um Kraft zu tanken, sich wieder zu erholen. Dadurch, dass ihre Familie viel gereist ist und sie quasi in Hotels aufgewachsen ist, nimmt sie jede Situation wie sie ist. »Wenn wir Menschen miteinander gut klar kommen würden, dann wäre das auch alles einfacher.«



Unsere Autorin Lea David ist 25 Jahre alt und studiert Deutsch und Geschichte

EIN ZUHAUSE FÜR TAUBEN

Die Kieler Stadttauben sind umstrittene Vögel. Manche Menschen fühlen sich von ihnen gestört, andere haben sie in ihr Herz geschlossen. In der Nähe des Hauptbahnhofs haben sie eine Heimat gefunden. Ich habe sie dort besucht

TEXT: JOHANNA BRÖSSEL, FOTOS: BRITTA JENSEN (3), ILKA HÜSER

Wer den Kieler Hauptbahnhof kennt, kennt das Chaos der Busse, Züge und Autos. Menschen versuchen, ihren Anschluss zu schaffen, stehen im Weg, schauen hastig auf ihr Handy. Während der alltäglichen Hektik ist besonders für eine Spezies wenig Platz: Straßentauben. Von einigen Menschen werden sie als lästige Tiere betrachtet, die Krankheiten übertragen und nur im Weg sind. Der Spruch »Ratten der Lüfte« hält sich bis heute. Doch eine immer größer werdende Gruppe an Tierschützer/innen hat es sich zur Aufgabe gemacht, ihnen Gehör zu verschaffen, und über die wahren Hintergründe der Stadttauben aufzuklären.

Nicht weit vom Hauptbahnhof entfernt steht das erste Kieler Taubenhaus, in dem sie Futter, sauberes Wasser und ein Dach über dem Kopf finden sollen. Ich verlasse das Chaos des Hauptbahnhofes und mache mich auf den Weg dorthin. Ich treffe Britta Jensen und Ilka Hüser, die sich schon vor der Gründung des Taubenhauses für die Vögel eingesetzt haben.

Vom Taubenhaus aus kann ich hinter den großen Kuppeln des Hauptbahnhofs die Förde noch erahnen. Ich höre das Hupen der einfahrenden Züge, gemischt mit dem Gurren der Tauben, das mich kurz an einen Morgen im Sommer erinnert. Bevor ich die Tür öffne, muss ich anklopfen, damit die Tauben sich nicht erschrecken. Wie bei Menschen.

Das Taubenhaus ist eine kleine Blockhütte, an die eine Außenvoliere anschließt. Es ist Mitte Dezember und ziemlich kalt. Meine Schuhe muss ich vor der Tür ausziehen. Es werden strenge Hygienevorschriften eingehalten, um die Vögel vor Krankheiten zu schützen. Das Stigma »Ratten der Lüfte« stimme nämlich nicht, sagt Britta Jensen, eine der ehrenamtlichen Tierschützerinnen. »Sie verbreiten nicht mehr oder weniger Krankheiten als andere Tiere.«

Der Hamburger Stadttauben e. V. schreibt auf seiner Website, dass Tauben weniger anfällig für die Übertragung der Vogelgrippe sind als andere Vögel. Außerdem erzählt Britta Jensen, dass auch Menschen von kontrollierten Futterstellen profitieren, da die Tauben durch nährstoffreiches Futter nicht den typischen



Fütterungszeit: Die Kosten übernimmt das Tierheim Uhlenkrog.

Durchfall bekämen, über den sich häufig beklagt werde. Der sogenannte Hungerkot tritt dann auf, wenn sie sich von Müll und Essensresten ernähren oder eben, wie der Name sagt, hungern.

Im Taubenhaus bekommen sie sauberes Wasser und artgerechtes Futter. Das Futter wird mit 40 bis 50 Gramm pro Tier berechnet, die von Ehrenamtlichen jeden Tag gefüttert werden. Für die Futterkosten, rund 1000 Euro im Jahr, kommt derzeit das Tierheim Uhlenkrog auf. Zur Populationskontrolle werden regelmäßig Tauben- gegen Plastikeier getauscht. Doch um das Haus als Zuhause anzusehen, brauchen sie auch gelegentliche Bruterfolge. Daher machen es sich hier auch von Zeit zu Zeit kleine Taubenfamilien gemütlich.

Das Haus wird durch den Tierschutzverein, also durch das Tierheim Uhlenkrog, betrieben, der Bau wurde 2022 durch die Deutsche Bahn finanziert. Ursprünglich sollte das Haus näher am Bahnhof stehen, um die Bahnhofstauben dort unterzubringen. Da letztendlich kein Standort in unmittelbarer Nähe gefunden werden konnte, steht es nun etwas weiter entfernt. Der Standort wird geheim gehalten, aus Sorge, jemand könnte den Tauben schaden. Obwohl noch nie versucht wurde, sie dort zu verletzen, berichten die Taubenschützerinnen immer wieder von Menschen, die auf der Straße nach ihnen treten.

In Kiel seien noch mehr Taubenhäuser geplant, erzählt Ilka Hüser. Das nächste soll in Gaarden gebaut werden. Laut der Stadt Kiel soll es Platz für 200 Tauben



Um das Taubenhaus als Zuhause zu akzeptieren, müssen Tauben dort gelegentlich erfolgreich brüten.

bieten. Ehrenamtliche Mitarbeiter/innen stellt das Tierheim. Diesmal soll das Haus auf einem Parkdeck stehen, um näher an den Tauben zu sein als beim ersten Versuch. Die Bahnhofstauben hatten Schwierigkeiten, das Haus zu finden.

»Man kann die Tauben eigentlich mit Futter Stück für Stück locken. Das Problem ist die große Straße. Ich glaube, dass der Standort zu ebenerdig für Tauben ist«, sagt Ilka Hüser. Den Grund für den nur schleppend verlaufenden Einzug sieht Britta Jensen auch im Verhalten der Tauben: »Tauben sind standorttreu. Sie fühlen sich erst richtig zu Hause, wenn sie an einem Ort gebrütet haben. Tauben sind auch kritische Tiere. Und das nicht ohne Grund, denn sie haben gelernt: Wir Menschen meinen es nicht gut mit ihnen.«



Im Taubenhaus gelten strenge Hygienevorschriften, um die Tiere vor Krankheiten zu schützen.

Schon öfter wurden Versuche unternommen, Tauben im Haus anzusiedeln, zum Beispiel durch Locktauben. Sie sollen helfen, Straßentauben aus der Umgebung anzuziehen, um so das Taubenhaus zu füllen. Das hat nur teilweise geklappt, doch die Ehrenamtlichen geben nicht auf, sondern freuen sich über neuen Nachzug. Und davon gebe es immer mehr, sagt Britta.

Wie sieht eigentlich ihre tägliche Arbeit aus? Britta und Ilka fangen sofort an, Aufgaben aufzuzählen. Natürlich gehöre das Füttern dazu, genau wie das Putzen und das Tauschen der Eier. Wichtig auch, dass die Tauben frisches Wasser bekommen. Dafür sorgen zurzeit ungefähr zehn Ehrenamtliche und Tierpfleger/innen des Tierheims Uhlenkrog. Wenn kranke oder verletzte Tiere entdeckt würden, können sie sofort tierärztlich versorgt werden. Aber damit sei es nicht getan. »Wenn du dich um Tauben kümmerst, dann kümmerst du dich überall um sie«, macht Britta Jensen deutlich.

Beide Frauen haben einen ganz anderen Blick als die meisten, wenn sie durch die Stadt gehen. Statt ihn in Schaufenster zu werfen, richtet er sich auf den Boden, in Richtung hungernder, vielleicht kranker Tauben. »Termine woanders gehen gar nicht«, erzählt Ilka Hüser. Manchmal fehle die Zeit, verletzte Tauben zu sichern. Dafür seien die Taubenschützer/innen über viele Orte hinweg gut vernetzt, sodass in solchen Fällen andere diese Aufgabe übernehmen können.

Beide haben nicht nur ein Herz für Tauben, sondern für alle Tiere. Britta Jensen fing früh an, Tiere aufzupäppeln. Als ich nachfrage, ob die Arbeit im Tierschutz empfehlenswert ist, sagen beide laut und entschlossen: »Ja!« Britta Jensen fügt hinzu: »Das Taubenproblem, wie es immer so schön heißt, ist ja ein menschengemachtes. Die Menschen sind verantwortlich, deswegen finde ich, müssen wir auch Verantwortung übernehmen für diese Tiere. Und sie sind so dankbar.«

Als Menschen noch in Höhlen gewohnt haben, lebten Tauben, so schreibt es der Naturschutzbund (NABU), schon mit uns zusammen – als unser erstes Haustier. Später wurden sie im Krieg eingesetzt, um mit ihrem guten Orientierungssinn über weite Strecken Botschaften zuzustellen.



Britta Jensen: »Nur hungrige Tauben laufen für ein paar Brotkrumen in die Bäckereien.«

Manche, darunter mein Opa, haben sich die Zucht zum Hobby gemacht, und sich private Taubenschläge eingerichtet. Irgendwann wurden die Aufgaben weniger, die Züchter/innen seltener, und die Tauben waren auf sich allein gestellt.

Seit 2021 gilt in der Landeshauptstadt ein Fütterungsverbot für Tauben und Möwen, um die »Population klein zu halten und Krankheiten zu vermeiden«. Wer trotzdem füttert, begeht eine Ordnungswidrigkeit und muss mit einer Geldstrafe von bis zu 1000 Euro rechnen. Die Stadt begründet das so: »Bei zu vielen Tauben im Stadtgebiet kommt es zu Lärm- und Geruchsbelästigungen, Taubendreck an Gebäuden und im schlimmsten Fall auch zur Übertragung von Krankheitserregern. Zudem gilt: Wer Tauben füttert, füttert mittelbar auch Ratten.«

Es gibt trotzdem ein paar offizielle Stellen, an denen regelmäßig und legal Futter verteilt wird. Dort, fällt Britta Jensen auf, gehe es den Populationen deutlich besser, da die Tauben nicht mehr durch die Stadt laufen und sich von Müll ernähren müssen, sondern artgerechtes Futter bekommen. Davon würden nicht nur die Vögel profitieren, sondern auch die Menschen, die sich von ihnen gestört fühlen. »Nur hungrige Tauben suchen ständig nach Futter und laufen sogar für ein paar Brotkrumen in die Bäckereien. Satte Tauben findet man kaum zwischen den Füßen der Menschen in den Fußgängerzonen«, sagt Britta Jensen.

Daher sei es ein großer Wunsch der ehrenamtlichen Tierschützenden, den Tauben endlich offiziell helfen zu können. »Wir möchten aus der Grauzone rauskommen und an vielen legalen Futterstellen für die Tauben arbeiten und sie versorgen, wie andere es für Straßenkatzen machen«, wünscht sich Britta Jensen.

Ich verabschiede mich von den Tierschützerinnen und gehe zurück zum Hauptbahnhof. Diesmal bemerke ich nicht nur die hektischen Menschen, die kreuz und quer über die Straße eilen, oder die Busse, die im Minutentakt abfahren. Ich bemerke vor allem die Tauben. Ich sehe sie auf den Dächern sitzen. Ich sehe, wie sie verzweifelt im Müll nach Essen suchen, und sehe, wie sie den Schuhen von Menschen ausweichen, die achtlos an ihnen vorbeilaufen. Doch mir fallen auch die auf, die Platz für Tauben machen, anstatt sie zu ignorieren. Und ich wünsche mir, dass es in Zukunft noch viel mehr solcher Menschen geben wird.



Unsere Autorin Johanna Brößel ist 22 Jahre alt und studiert Soziologie und Pädagogik

IMPRESSUM

Herausgeber des Straßenmagazins
HEMPELS e. V., Schaßstraße 4,
24103 Kiel, Tel.: (04 31) 67 44 94
Redaktion Georg Meggers (V.i.S.d.P.), Wolf Paarmann
redaktion@hempels-sh.de
Online-Redaktion Georg Meggers, Cara Salto, Carla Langer
Foto Holger Förster, Tilman Köneke, Jan Krützfeldt
Mitarbeit Michaela Drenovakovic, Alexander Hertz-Kleptow, Gerd Kleine-Bley, Hans-Uwe Rehse, Jolina Sonntag, Margit Waschull, Oliver Zemke
Layout Nadine Grünewald
Redesign 3G-GRAFIK, Uta Lange und Götz Lange
Anzeigen Vera Ulrich
anzeigen@hempels-sh.de
HEMPELS in Flensburg
Johanniskirchhof 19, Tel.: (04 61) 4 80 83 25, flensburg@hempels-sh.de
HEMPELS in Husum
nordfriesland@hempels-sh.de
HEMPELS in Lübeck
Wahmstraße 60, Tel.: (04 51) 400 25 76 40, luebeck@hempels-sh.de
HEMPELS im Internet
www.hempels-sh.de
Geschäftsführung Vera Ulrich
verwaltung@hempels-sh.de
Vereinsvorstand Jo Tein (1. Vors.), Catharina Paulsen, Lutz Regenberg
vorstand@hempels-sh.de
Verkäuferbetreuung Alexander Hertz-Kleptow
Vertrieb Cara Salto (Leitung), Elke Blanke, Bent Lukas, Detlef Riepe
HEMPELS-Café Schaßstraße 4, Kiel, Tel.: (04 31) 6 61 41 76
Druck PerCom Vertriebsgesellschaft, Am Busbahnhof 1, 24784 Westerrönfeld
Geschäftskonto HEMPELS
IBAN: DE43 2105 0170 1003 5790 40
BIC: NOLADE21KIE
Spendenkonto HEMPELS
IBAN: DE66 2105 0170 1004 0834 14
BIC: NOLADE21KIE
Als gemeinnützig anerkannt: Finanzamt Kiel Nord unter der Nr. GL 4474
HEMPELS – das Straßenmagazin für Schleswig-Holstein – ist Mitglied im Internationalen Netzwerk der Straßenzeitungen (INSP).

HEMPELS wurde 2015 ausgezeichnet mit dem Ingeborg-Drewitz-Preis für die Arbeit der Schreibwerkstatt für Gefangene.

HEMPELS gewann 2024 den Award für das »Beste Foto« des internationalen Netzwerks der Straßenmagazine (INSP).

8	6						7	9
	1	5	2	7	3	6	8	
4			3	6	2			8
	3		1		7		4	
2			5	4	9			6
	2	7	9	1	4	8	6	
6	5						2	1

Leicht

		8				4		
7								1
	9	1		4		5	7	
	2		3		6		5	
		3	7	5	2	1		
	1		9		4		2	
	7	2		6		3	9	
3								6
		9				2		

Schwer

© BERTRAM STEINSKY

Das jeweilige Sudoku-Diagramm muss mit den Ziffern 1 bis 9 aufgefüllt werden. Dabei darf jede Zahl in jeder Zeile und jeder Spalte und in jedem 3x3-Feld nur einmal vorkommen. Die Lösungen veröffentlichen wir im nächsten Heft.

Lösung Februar 2026 / Nr. 357:

5	2	7	6	9	1	3	4	8
1	8	4	5	2	3	6	9	7
9	3	6	7	4	8	2	5	1
2	6	9	8	1	5	7	3	4
4	7	3	2	6	9	8	1	5
8	1	5	4	3	7	9	2	6
7	9	2	1	8	4	5	6	3
6	5	1	3	7	2	4	8	9
3	4	8	9	5	6	1	7	2

Leicht

8	5	9	6	2	1	7	4	3
3	6	1	5	4	7	9	8	2
4	7	2	9	8	3	6	1	5
9	2	3	4	7	8	1	5	6
7	8	6	2	1	5	3	9	4
1	4	5	3	9	6	2	7	8
5	3	4	1	6	9	8	2	7
6	1	7	8	5	2	4	3	9
2	9	8	7	3	4	5	6	1

Schwer

HEMPELS-KARIKATUR VON KOSTAS KOUFOGIORGOS
WWW.KOUFOGIORGOS.DE





SOFARÄTSEL

Haben Sie zuvor das kleine Sofa gefunden?

Dann Seite 2 lesen und mitmachen!

25 Jahre Café »Zum Sofa« in Kiel – helfen Sie mit einer Patenschaft

»Wir brauchen einen Treffpunkt für die HEMPELS-Familie und eine zentrale Ausgabestelle für das Straßenmagazin, die lange auf hat«: Das konnte man von unseren Kieler HEMPELS-Leuten in den Anfangsjahren häufig hören. Realisiert wurde dieser Wunsch in der Schaßstraße 4, in den Räumen einer ehemaligen Kneipe.
Seit einem Vierteljahrhundert treffen sich hier die HEMPELS-Familie und andere Menschen von der Straße, die eines gemeinsam haben: wenig Geld. Die Preise im »Sofa« sind entsprechend niedrig, einen Verzehrzwang gibt es nicht. Jede und jeder ist willkommen. Das Sofa bietet Gesellschaft gegen die Einsamkeit, Schutz, Wärme, Internetzugang, einen Fernseher und ab und zu auch kulturelle Veranstaltungen.
Gegen Zahlung einer kleinen Aufwandsentschädigung leisten laufend rund zehn Menschen ehrenamtliche Tresendienste und regeln die Zeitungsausgabe. Und das an sechs Tagen in der Woche bis in die späten Abendstunden – in denen professionelle Hilfseinrichtungen längst geschlossen haben.

Patrick, HEMPELS-Verkäufer und Besucher im Café »Zum Sofa«:
Im Café »Zum Sofa« kann ich sechs Tage die Woche das Straßenmagazin HEMPELS kaufen, um es dann auf der Straße wieder zu verkaufen. Der Verkauf ist mir echt wichtig, weil er mir was zu tun gibt. Ohne Sofa kein HEMPELS. Außerdem treffe ich hier Freunde, die einen auch mal ansprechen und ermahnen, auf dem richtigen Weg zu bleiben. Das tut wirklich gut, zu wissen, dass sich einige Menschen Gedanken um einen machen und mal nachfragen, wie es einem geht. Auch die Tresenkräfte fragen nach oder schicken mich zu den Sozialarbeitern hoch, um Hilfestellung zu bekommen. Diesen Zufluchtsort – das Café »Zum Sofa« – muss es auf jeden Fall auch in Zukunft geben.



Protokoll und Foto: Alexander Hertz-Kleptow

Die Herausforderung

Die Preise für die Bewirtschaftung der Räume und für den Wareneinkauf steigen bei gleichzeitig immer größer werdender finanzieller Not vieler Menschen. Öffentliche Förderungen fließen für dieses Selbsthilfeprojekt nicht.

Unsere Bitte

Übernehmen Sie eine Patenschaft für das Café »Zum Sofa« und tragen Sie damit zum Erhalt dieses wichtigen und einzigartigen Angebots bei. Der Café-Betrieb ist gemeinnützig, Ihre Spende abzugsfähig.

Spendenkonto HEMPELS e. V. bei der Förde Sparkasse, Stichwort: »Sofa«
IBAN: DE66 2105 0170 1004 0834 14, BIC: NOLADE21KI

Näherer Auskünfte gibt Ihnen gerne unsere Geschäftsführerin Vera Ulrich, Tel.: (0431) 67 44 94

Herzlich Willkommen ...

...bei Ihrem Getränkefachgroßhändler im Norden

Ollis Getränke Service OHG

Wir beliefern:
Privatkunden
Gewerbe- & Industriekunden
Gastronomie
Veranstaltungen
Events & Messen

gesponsert bei Wittenseer Quelle
Aus Liebe zum Norden.



Beste Bankberatung Kiel.

- Privatkunden
- Firmenkunden
- Baufinanzierung
- Private Banking

Weil's um mehr als Geld geht.

Förde Sparkasse

GAARDENER APOTHEKE

Apotheker Jochen Kümmerle

Karlstal 33 · 24143 Kiel

Tel. 04 31 / 73 22 52 · Fax 77 52 00



Der Knaller für Kleinunternehmen & Existenzgründer

Rundum-Sorglos-Websites | Online-Marketing
Flyer | Visitenkarten | u.v.m.

volltreffer-im-netz.de by ideenwerft | Tel. 0431 26092211



Filiale Zentrum
Sophienblatt 64a
Mo-Fr: 9:00 - 18:00
Tel. 0431-71034012

Filiale Dietrichsdorf
Heikendorfer Weg 47
Mo-Fr: 9:00 - 16:00
Tel. 0431-600539711

Filiale Gaarden
Johannesstraße 48
Mo-Fr: 9:00 - 18:00
Tel. 0431-600538411

Web: info@obolus-kiel.de
Insta: obolus_sozialladen_kiel

Ein Projekt von: faw jobcenter.kiel

Maurermeister Klinger

Natursteinarbeiten | Betonarbeiten
Sanierungen | Eingangspodeste
Triflex-Beschichtungen

Kiel

Graf-Spee Straße 7 24105 Kiel
Tel: 0431 - 58 78 394

E-Mail: info@maurermeisterklinger.de
www.maurermeisterklinger.de